

Rüdiger Machetzki

Ostasien in den Strömen des Wandels: Eine Weltregion vor dem „Stabwechsel“ zwischen Japan und China?*

Als sanfte Mahnung des Autors an sich selbst und die werthen Kollegen, das eigene Erinnerungsvermögen zu wahren:

Trotz eifrigen Nachdenkens konnten sie sich nicht bestimmter Fehler erinnern, jedoch bestanden sie heftig darauf, Fehler gemacht zu haben. (Bertholt Brecht)

Eine erkenntnistheoretische Denkhilfe:

Seit fast 2.500 Jahren gibt es so etwas wie eine Theorie der Erkenntnis. Und von den griechischen Philosophen bis zu den Mitgliedern des Wiener Kreises war die Grundfrage dieser Theorie der Erkenntnis die Frage nach den Quellen unserer Erkenntnisse ...

Ich schlage vor, dass es solche idealen und unfehlbaren Quellen der Erkenntnis ebenso wenig gibt wie ideale und unfehlbare Herrscher und dass alle „Quellen“ unserer Erkenntnis uns manchmal irreleiten.

Und ich schlage vor, die Frage nach den Quellen unserer Erkenntnis durch eine grundverschiedene Frage zu ersetzen, durch die Frage: Gibt es einen Weg, Irrtümer zu entdecken und auszuschalten? (Sir Karl Popper)

I Prolog: Auf der Suche nach dem „Erklärungswert“

Olim, so pflegen der Märchenwelt entfremdete Lateiner ihre Exkurse einzuleiten, wenn sie sagen wollen: Es war einmal. Vor rund acht Jahren, im Herbst 1996, hatte es der Autor „gewagt“, in einem ihm anvertrauten Beitrag für das führende deutsche Wirtschaftshandbuch zum asiatisch-pazifischen Raum auf anwachsende Engpässe (im branchenüblichen Jargon „constraints“ genannt) und bedenkliche Fehlentwicklungen im globalen Modernisierungsprozess des ostasiatischen Raums aufmerksam zu machen. Aus seiner Sicht war nicht zu verkennen, dass massive Entwicklungsdefizite zweier unterschiedlicher Dimensionen den ungebrochen scheinenden Aufstieg der Region beeinträchtigen müssten, falls die Dinge *as usual*, d.h. unkontrolliert, weiterliefen, gravierende Defizite gesamtgesellschaftlicher Art und solche innerhalb der volkswirt-

schaftlichen Sphären im engeren Sinn.

Die kühle Reaktion auf seine – wie er immer noch glaubt – ziemlich einsichtigen Argumente kam ein wenig überraschend, aber sie verdeutlichte, was einzelne Zeitgenossen zuvor gemeint hatten, wenn sie über sprichwörtliche „Gegenwinde“ klagten. Die Antwort der meisten *Asia Watchers* war – gelinde formuliert – verhalten. Sie reichte bis zu stillen Vorwürfen, sich durch „alarmistische Neigungen“ profilieren zu wollen. Gemäß der volkstümlichen Phrase, im Leben gleiche sich irgendwann alles wieder aus, folgte in der Tat überraschend schnell und unerwartet die „Belohnung“. Im Folgejahr 1997 – nach Aufwallung der verheerenden ostasiatischen Krisenturbulenzen – ergab sich erneut das schmeichelhafte Angebot, den neuen Leitartikel des besagten Handbuchs zu verfassen. Die Begründung: Sie sind unseres Wissens nach der einzige, der erkannte, dass die Dinge schief laufen.

Das ist ein Irrtum der Herausgeber gewesen. Niemand (auch der Autor nicht) hatte wirklich erkannt, dass die Dinge schief liefen. „Erkennen“ heißt: Nicht nur hier und da *pro forma* ein paar kritisch gefärbte Halbsätze einfließen zu lassen, auf die man sich später berufen kann, sondern angemessene Schlussfolgerungen zu ziehen. Alle waren „überrascht“, die Regierungen und *Think Tanks* der Region, die westliche Politik und die Wirtschaftsführungen, die vertrauten akademischen „Asiengilden“ und auch alle anderen. Nur im Nachhinein waren alle klüger und machten sich an die „Aufräumarbeiten“, die einen durch Glättung ihrer unschönen Bilanzen, die anderen durch Zuflucht zum üppigen Zitatenhort der jeweiligen Fachtheorie.

Getreu der Lebensdevise des bundesrepublikanischen „Urkanzlers“ Adenauer hatte der Autor 1996 gemutmaßt, die Lage sei zwar ernst, aber nicht aussichtslos. Vielleicht hätte er sich an die Gegendevisen der Habsburger KuK-Monarchie halten sollen, die Lage sei zwar aussichtslos, aber nicht ernst. Die heutige Situation Ostasiens scheint zu belegen, dass diese Redensart nicht unrealistisch gewesen ist. Wie sollte sie auch angesichts eines polyglotten Reiches, das viele Jahrhunderte des Glanzes ausgestrahlt hat? Wie auch immer: Er war davon ausgegangen, dass der ostasiatischen Region ein Zeitraum von zehn bis zwölf Jahren verbliebe, die angestaute Problemlast zu bewältigen. *Post eventum* musste er zur Kenntnis nehmen, dass es nur zehn bis zwölf Monate waren.

Im geläufigen Widerspruch zu des Autors Urteil, niemand habe bemerkt, was in Ostasien wirklich ablaufe, sind häufig Rekurse auf Paul Krugman, einen der *Shootingstars* an Nordamerikas wirtschaftswissenschaftlichem Firmament, genommen worden. Ende 1994 hatte Krugman – von des eigenen Gedankens Schärfe überwältigt? – öffentlich frohlockt, verhängnisvolle Irrtümer in den Elogen der von Asien gefesselten Kollegen enttarnt zu haben. Seine provokante Losung: „The Myth of Asia's Miracle!“ Auch in Asien koche man nur mit Wasser, und auch dort werde es in Zukunft schwieriger sein, die notwendige Siedetemperatur zu garantieren. Das dürfte letztlich zutreffen, aber gilt das auch für die kommenden zwei oder drei Jahrzehnte? Und die sind ja schließlich nicht ganz irrelevant! Krugman war nicht der erste, der Bedenken angemeldet hatte. Bela Balassa, einst einer der prominenten Gutachter für den Internationalen Währungsfond, hatte

bereits 1988 („The Lessons of East Asian Development“) vorübergehendes Unbehagen in den Revieren der für Asien zuständigen „Platzhirsche“ ausgelöst, als er einige Seitenhiebe gegen ominöse „Repräsentanten des Übernatürlichen“ austeilte.

„People delight in putting forward ex post explanations, or rationalizations, for observed phenomena. Economists are no exceptions. Those who have failed to understand, nay foresee, actual developments because of faulty or inadequate reasoning fall back on non-economic explanations, just as our ancestors thought to find the causes of lightning and thunder in the supernatural.“

Damals war der Autor weder von Balassas Philippika noch vom Erklärungswert der Krugmanschen Thesen überzeugt, und er versteht bis heute nicht, worin denn letztlich der unterschiedliche Erklärungswert zwischen „non-economic explanations“ und „economic reasoning“ liegen soll. Kein Ökonom hat es ihm bisher ohne Rückgriff auf die üblichen „Dogmen“ zu erklären vermocht. Vielleicht muss man zum Baumeister von „Prokrustesbetten“ geboren sein, um die komplexen Vorgänge der Welt in eine zuvor bestimmte Sachlage zu zwingen. Dennoch bereitet es dem Autor keine Mühe einzugestehen, dass Balassa und Krugman nach und nach wachsende Zweifel an der „Treffsicherheit“ im Hauptstrom des *Asia Watching* auslösten. Rechtfertigen lässt sich die Verzögerung nicht, aber vielleicht entschuldigen. So viel zu den „Confessions of an Asia Watcher“!

Krugman hatte später (März 1998) persönlich erklärt, es sei ihm zwar nicht unbekannt, dass „ich als der Bursche (‘the guy’) gehandelt werde, der die Asienkrise vorhergesehen hat“, aber das sei eindeutig falsch: „Ich hätte meine Reputation nicht aufs Spiel setzen wollen!“ Dann hat er nicht von ungefähr eine der anregenden Attacken geritten, die ihn populär gemacht haben: „Jeder, der behauptet, er würde das Desaster, das über Asien hereingebrochen ist, wirklich verstehen, beweist eben mittels dieser Selbstsicherheit, dass er nicht weiß, wovon er redet.“ Dieses Diktum hat sich zeitlich nicht überholt. Weil das so ist, davon ist der Autor ohne wenn und aber überzeugt, drängen sich geradezu zwangsläufig zwei Schlussfolgerungen für das laufende „Analysegewerbe“ auf.

Die erste Schlussfolgerung wäre: Mehr intellektuelle Bescheidenheit, weniger „Selbstgefälligkeitspflege“ mittels genussvoller „Tabellierungseuphorie“ sowie schöner Graphiken und sonstiger methodologisch geübter Darstellungskünste der kleinen Form, die – wenn es zum Schwur kommt – eigentlich nur dazu beitragen, den Geltungsbereich der theoretischen Konsistenz zu Lasten der weltlichen Relevanz wunderlich zu überdehnen. „Konsistenzgebote“ sind keineswegs unwichtig, aber man sollte nicht verschweigen, welchen Preis sie haben, damit der Betrachter entscheiden kann, ob er ihn begleichen will oder nicht.

Die zweite Schlussfolgerung wäre: Ein bisschen mehr Demut vor der Komplexität der weltweiten Wirklichkeit! Theorien sind schön wegen ihrer „Einfachheit“. Das Leben ist schön wegen seiner Vielfalt. Überzeugte Anhänger des Drangs nach theoretischer Konsistenz erinnern den Autor nicht selten an kleine Zirkuskünstler, die voller Erwartung des kommenden Beifalls ihre rechte Hand ausstrecken, von der das berühmte Stück Papier per Zauber verschwunden scheint, während das Publikum sieht, dass es jetzt an der

linken Hand klebt. Weniger umwunden gesagt: Wissenschaftliche Experten vermögen sich nicht immer mittels des glücklichen Umstandes auszuzeichnen, andere darüber hinweg täuschen zu können, dass sie es auch nicht so genau wissen.

Der Autor ist gern bereit, all denen zuzustimmen, die die Vorgänge der Vergangenheit dort ansiedeln wollen, wo sie laut Attribut hingehören, in die Vergangenheit. Die Voraussetzung wäre jedoch, dass man aus ihnen nachhaltig gelernt hat, ansonsten tauchen sie in der Gegenwart von selbst wieder auf. So abstrakt formuliert, bar des konkreten Realitätsbezuges, grenzt die Aussage an eine Platitude. Zur Entschuldigung sei angeführt: In spezifischen Situationen heißt es immer dann, wenn man solche Binsenweisheiten berücksichtigt, man sei Optimist bzw. Pessimist. Optimismus und Pessimismus sind letztes Endes psychologische Kategorien, die als Urteilsbasis für sachliche Erklärungen wenig dienlich sind. Eigentlich gereicht ihr Verbalgebrauch nur dazu, inhaltlichen Dissens gegenüber der Sicht eines anderen zu annoncierieren. Das muss man nicht beklagen, gibt es doch wesentlich unhöflichere Formen, Widerspruch einzulegen. Dennoch: Höflichkeit ist kein vollwertiger Ersatz für gedankliche Konsequenz. „Gedanklich konsequent“ und „theoretisch konsistent“ sind selbstverständlich unterschiedliche Attribute.

Man muss akzeptieren, wenn man dem Vorwurf begegnet, die eigene Argumentationsbasis sei nicht hinreichend fundiert, um „harte Urteile“ überzeugend zu begründen, aber im Gegensatz dazu ist der Autor nicht willens, sich mit Einwänden entlang der Optimismus-Pessimismus-Schiene oder Kritik wegen so genannter wissenschaftlich-methodologischer „Lücken“ ernsthaft zu beschäftigen. Das hat er vor mehreren Jahrzehnten während seiner Zeit als Forschungsstipendiat am Contemporary China Institute der Londoner Universität ein für alle Mal gelernt, als sein damaliger, von ihm verehrter Direktor eine der grundlegenden Maximen des Lebens beeindruckend darlegte: „I don't want methodology, I want results!“ Dieses Lernglück haben nicht alle. Viele bleiben „Methodologen“ bis zum Ende ihres denkerischen Daseins.

Wenn man vor der Zwangswahl steht, zwischen zwei Übeln wählen zu müssen, heißt es gemeinhin, man solle das kleinere Übel wählen, aber bisweilen lockt die Herausforderung, sich auf das Übel einzulassen, das man noch nicht „probiert“ hat. *In concreto*: Der Autor hat bisher – von einer „halben Ausnahme“ abgesehen – Abstand davon genommen, langfristige Prognosen zu wagen. Mit dieser Abhandlung ändert er seine Haltung. Er sagt voraus, dass Ostasien im Verlaufe der nächsten beiden Jahrzehnte zur führenden Großregion der Weltwirtschaft aufsteigt. Innerhalb der Region wird China wahrscheinlich deutlich an Gewicht gewinnen (insbesondere vis-à-vis Japan), aber er möchte dennoch betonen, dass viele keineswegs unerhebliche (und *ex ante* unlösbare?) theoretische und praktische Fragen verbleiben, die man nicht nach Art des Straußenvogels ignorieren darf. Voraussagen sind keine Tatsachen!

Prognosen zu fällen, heißt letztlich, ja oder nein zu sagen, selbst wenn die Komplexität der Sachverhalte nur zu einem höchst unsicheren Ergebnis von 51 zu 49% führt. Für Philosophen ist es immer ein Bedürfnis gewesen, Denken und Handeln – *vita contemplativa* und *vita activa* – zur Einheit des menschlichen Daseins zusammen-

zufügen. Für alle, die handeln müssen, sehen die Dinge jedoch nicht so philosophisch aus. Der Prognostiker mag sich vielleicht beschämt fühlen, wenn seine Prognose an der Realität „vorbeisegelt“, aber der Praktiker setzt seine Existenz aufs Spiel.

Wie unterschiedlich Bewertungen des kommenden Geschehens ausfallen, ist nicht nur eine Frage des individuellen Naturells, sondern auch eine Folge des jeweils vorherrschenden Klimas der diversen „Zweige“ im Astwerk des akademischen Baums. Der Autor hat seit mehreren Jahrzehnten an Konferenzen zum Thema „Entwicklungen in Ostasien“ teilgenommen. Er hat erfahren müssen, dass die *Rendezvous*, die von ökonomisch orientierten Teilnehmern beherrscht wurden, in der Regel mit eher positiven Noten endeten, vorausgesetzt es hatte zuvor eine hinreichende Fütterung mit statistischem Material stattgefunden. Ob das Material zuverlässig war oder nicht, ist (der Form halber?) diskutiert worden, war aber letztlich kein elementarer Faktor der „Klimabildung“. In Veranstaltungen, die von anderen Sozialwissenschaftlern, insbesondere führenden Spezialisten der internationalen sicherheitstheoretischen Branche, bestimmt wurden, herrscht bis heute meistens eine etwas andere Grundstimmung vor. Dort stehen Spannungen, Konflikte und Risikoszenarien, bisweilen sogar Szenarios eines möglichen asiatischen *Armageddons* keineswegs am Rande der Debatten.

Diesen Tatbestand zu erwähnen, ist nach Sicht des Autors keine belanglose Formalität. Trotz seiner insgesamt optimistisch gestimmten Bewertung der globalen Zukunft Ostasiens möchte er die von anderen, mindestens ebenso kompetenten Beobachtern registrierten „Gegengewichte“ nicht unter den Debattentisch kehren. Die inhaltliche Anordnung seiner Argumentationslinie beginnt deshalb mit der Darstellung der nicht eben leicht gewichtigen „constraints“ und greift auch später wieder darauf zurück. Der Leser möge ihm bis zur letztlich positiven Einschätzung der ostasiatischen Welt folgen, das wäre schmeichelhaft, aber man muss auch geduldig hinnehmen, wenn die Urteile anders ausfallen.

II Jenseits von Euphorie und Skepsis: China im „Zentrum“?

Es mag den einen oder anderen verwundern, aber auch die Weltwirtschaft – ein *normaliter* höchst nüchternes Geschäft – erfreut sich regelmäßiger Festivitäten. Alljährlich richtet sich der Blick auf das große Wirtschaftsforum von Davos. Anno null vier füllten Fragen zur globalen Sicherheit das Merkblatt des illustren Treffens, aber die Diskussionen nahmen ihren eigenen Verlauf, zur Überraschung der Regie und auch zum Erstaunen mehrerer Gäste aus dem „offiziösen Washington“. Das bot der *International Herald Tribune* vom 24. Januar den hoch willkommenen Anlass, ein Resümee der „feinen Art“ zu fabrizieren. Die tragende Titelzeile: „The Talk of the Town in Davos: China!“ Die nachfolgende Botschaft:

„Die Wirtschaft mit dem schnellsten Wachstum der Welt? China! – Der Markt, auf dem Sie sich Abwesenheit nicht leisten können? China! – Die Kraftmaschine für das Wachstum des Welthandels? China! ... Der riesenhafte Gorilla,

der einem Staubsauger gleich die Arbeitsplätze des Westens absaugt? China! – Der Arbeitgeber, dem es nicht viel ausmacht, die menschlichen Arbeitsbedingungen für die gesamte Dritte Welt nach unten zu drücken? China!“

Das sind wenig temperierte Thesen, die selbst in ihren brennenden Konsequenzen von zügig wachsender Weltgeltung der chinesischen Wirtschaft zeugen. Nicht von ungefähr, denn China ist seit Jahren – mit den USA auf annähernd gleicher Augenhöhe – eines der beiden weltweit erfolgverwöhntesten Werbeländer ausländischer Direktinvestitionen. Rund zwei Drittel des eingeflossenen Kapitals haben ihren Ursprung in Japan, Korea und anderen Wirtschaftszentren des erweiterten ostasiatischen Umfelds, nicht zuletzt in Taiwan. In der Tat: Rechnet man die „Territorien“ Hongkongs und Taiwans hinzu, in der Nomenklatur der weltwirtschaftlichen Berichterstattung finden sich gemeinhin Stichworte wie *Greater China* oder *Chinese Economic Area*, so hat sich die „chinesische Welt“ innerhalb der letzten zwölf Jahre mit unerwartetem Sog zum stärksten Strömungspol aller direkten Investitionsflüsse des globalen Wirtschaftsgeschehens vertieft. Mit großer Regelmäßigkeit löst China – im immer gleichen Doppelklang – „Euphorie und Bedrohungsängste“ aus (1), und das nicht erst seit gestern, sondern seit napoleonischen Zeiten.

Niemand hat bis dato eindringlich zu begründen vermocht, warum das so ist – ein bedauerliches Faktum, das nicht zuletzt in Indien, dem zweiten „Milliardenstaat“ der Welt, ein zähes Unverständnis und Befremden nährt. Man wolle nicht verstehen, so die ansonsten selten einheitliche Meinung im politischen wie wirtschaftlichen Establishment des Landes, weshalb die Berichterstatter im Westen den großen chinesischen Rivalen zum „Idol“ erheben und mit einem historisch fragwürdigen Bonus belohnen, während man im weiten Zentrum der südasiatischen Region unter der Last eines unverdienten *Malus* leide. Das beflecke die nationale Würde, auf deren Wahrung ein großes Land wie Indien, mindestens ebenso sehr wie die meisten anderen Gesellschaften, einen gerechten Anspruch habe.

Übermäßig absonderlich klingen die Klagen aus Neu-Delhi oder Bombay (Mumbai) nicht. Auch der Autor vermag nicht rechtens zu erkennen, weshalb die indische Wirtschaftslandschaft auf den Führungskorridoren der Weltwirtschaft, allen – hoch professionell redigierten – Vorstandsreden zum Trotz, im Abseits weilt, quasi zur ökonomischen *terra incognita* degradiert. Die gebräuchlichen Agenden, voll vergilbter Einträge mit den ebenso üblichen Forderungen nach Reformen, können – zumindest spontan – nicht überzeugen. Auch andere Wirtschaftsgesellschaften, China allen weit voraus, machen sich fast all der beklagten Defizite schuldig, zumindest dann, wenn man in den griffigen Consulting-Fibeln des beratenden Randgewerbes blättert.

Augenscheinlich hat das wenig zu bedeuten, denn im Falle Chinas werden die „Hindernissen“ der zahlreichen ausländischen Unternehmen gern als agile Reaktion auf den vorgeblich starken Wirklichkeitssinn einer (von vielen Legenden umwobenen) „fünftausend Jahre alten Kultur“ entschuldigt. Das gehöre eben, so bestätigt man sich immer wieder gegenseitig, zu den kulturgeschichtlichen Normen des chinesischen *Guanxi*-Pragmatismus, Chinas „brave new world“ der persönlichen Beziehungsge-

flechte. *Bu dian you, bu hualiu!* „Wenn man kein Öl eintröpfelt, dann gleitet es nicht“, ein wahrlich „gleitender“ Lebensspruch, der selbst in der Seminarfolklore westlicher Sinologen seinen angestammten Platz gefunden hat. Im Gegensatz zur Indischen Union darf sich *mundus sinensis*, vormals als fabulöses „Reich der Mitte“ stilisiert, einer Fülle globaler Hofierungsrituale sicher wähen, und der Autor kennt niemanden, der ihm überzeugend darzulegen weiß, warum das so ist.

Mit fragendem Blick auf die Wirtschaftswelt im weiten Zweistromland zwischen Indus und Ganges: Alles nur eine Sache des – der Gewöhnung bedürftigen – kulturellen Stils oder doch eher die Folge der enttäuschten Sehnsucht nach komfortablen Gewinnen? Aber ist das in China wirklich anders? Kein Außenstehender kennt die internen Bilanzen der engagierten Unternehmen, und vielleicht ist das auch besser so! Die stereotype Formel, in China benötige man vor allem einen langen Atem, lässt optimistische Erwartungen nicht eben überborden. Keiner will der erste sein, der seine Rechnungsführung offen legt! Für Indien bleibt vorerst wenig mehr denn die vage Hoffnung, dass es den nationalen Eliten künftig gelingt, genehmere Antworten auf ihre offenen Fragen zu finden.

Gehört das zur Ironie der Geschichte? Der wirtschaftliche Wandel des indischen Subkontinents hat in den letzten Jahren – allen „antisäkularistischen“ Querströmungen und sonstigen Gegenkräften des „rosteisernen Rahmens“ der Administration zum Trotz – durchaus bemerkenswerte Züge angenommen. Das gilt auch für die Sektoren außerhalb der üppig besungenen Informationstechnologie des Landes, denn Indien ist mehr als eine bloße Software-Macht, den vielen Zweiflern zum Trotz. Es könnte allen versierten Beobachtern zum verdienstvollen Unterfangen reichen, die Seiten ihrer eigenen Vortragsmanuskripte – wenigstens alle zwei Jahre einmal – auf ihren Aktualitätswert hin zu überprüfen. Das indische Entwicklungstempo lässt den Vorschlag wahrlich nicht unbötmäßig scheinen.

In Ostasien liegen die Probleme des Beobachters an anderer Stelle. Die Auguren des ostasiatischen Milieus sind sich geradezu bewundernswert uneinig, so wie es sich für ihr delphisches *Metier* gehört. Bisweilen finden sich einzelne begabte Seher im Zwiespalt mit sich selbst. Seit einiger Zeit beherrschen die *Econophorics* die internationale Bühne, die Lobredner zum Thema „China – der neue Wirtschaftsgigant“. Dieser Riese habe sich erhoben, um seinen Schatten auf die Sonnenreviere Nordamerikas und Westeuropas zu werfen und Japan aus seiner Rolle als Nummer eins der asiatischen Wirtschaftswelt zu verdrängen. Mit welchem Erfolg, und vor allem mit welchen Folgen? Im englischen Sprachraum reagiert man auf Fragen dieser Art mit feinem ironischen Unterton: *Your guess is as good as mine!* Einverstanden, aber wem hilft das?

III China: Ein Gigant auf tönernen Füßen?

Über die ASEAN, die Gemeinschaft der südostasiatischen Länder, immerhin ein stattliches Gefilde mit annähernd 600 Mio. Bewohnern, wird außerhalb der Fachkreise nur noch selten gesprochen, obgleich deren imposante Wirt-

schaftskraft immer noch an das Leistungsvermögen des großen nördlichen Nachbarn heranreicht, pro Kopf also rund doppelt so hoch ist, und es sind die Pro-Kopf-Leistungen, die zumeist den letzten Ausschlag geben, mit welchem Potenzial für neue Entwicklungsschritte zu rechnen sei. Nicht ohne spürbaren Unwillen mahnen die Repräsentanten des fernen Südostens die Verantwortlichen der Weltwirtschaft: Missachtet die ASEAN nicht! Geht es doch um mehrere respektable Schauplätze des globalen Wirtschaftsgeschehens wie Singapur, Thailand, Malaysia und um Indonesien, einen großen Archipelstaat mit mehr als 210 Mio. Bewohnern, dessen geographisches Maß der Weite von Dublin bis zum Kaukasus entspricht. Bis vor kurzem träumte man in den politischen und wirtschaftlichen Zentren dieses „insulinden Erdenkreises“ von nahendem Weltniveau, von dem verwirrenden Bild, bald zu den führenden Akteuren der Weltwirtschaft (und der Weltpolitik) zu gehören, aber zur Zeit wird der Fortschrittsoptimismus der jüngeren Vergangenheit – die Zukunft wird besser, die Zukunft ist unser – von einem Klima kapitaler Unsicherheitsgefühle überlagert.

Wie lange noch, und könnte das – mit Sicht auf das weltregionale asiatisch-pazifische Geschehen – auch ein Omen für das „neue China“ sein, im Extremfall sogar ein Menetekel? Nur dezent und akademisch versiegelt klingen in einzelnen Analysen Zweifel an, ob sich denn der heftig umworbene Gigant auf seinem Weg zur regionalen wie globalen Mitte nicht auf „virtuellen Stelzen“ oder gar tönernen Füßen fortbewege. Fragen sind keine Antworten. In solchen Fällen stellt man sie zumeist, um eigene Zweifel zu retuschieren. Worauf zielt das *in effectu*? Zuerst einmal geht es um das, worum es in der Wirtschaft letztlich immer geht, um Fragen des Kapitals, also um das liebe Geld.

Die chinesische Bankwirtschaft sei, so ist gelegentlich zu hören und zu lesen, alles in allem insolvent, eine verklausulierte Umschreibung stiller Zweifel an der langfristigen *Bonität* des Landes. Aber China genießt einen einzigartigen Vorteil: Das Land wirkt auf die Welt so riesig, d.h. für die Zukunft derart elementar, dass es immer weniger globale „Wirtschaftskommandeure“ wagen, offene Zweifel an ihren unternehmerischen China-Kampagnen anzumelden. Darauf deuten nicht zuletzt einige kontinuierlich zu beobachtende Tendenzen hin, die mit grundlegenden Investitionsentscheidungen der internationalen Wirtschaftswelt zu tun haben.

Den traditionellen geschäftlichen *Usancen* nach werden so genannte FDI-Programme („foreign direct investment“) in der Regel mittels „harter Messlatten“ konzipiert. Im Falle des China-Engagements hingegen scheinen die Imaginationskräfte der Entscheidungsträger Freiräume gewonnen zu haben, die ansonsten niemand akzeptieren würde. Anders lassen sich die China-Kampagnen zahlreicher internationaler Konzerne, wie der Autor meint, nicht wirklich nachvollziehen. Betört da der Charme der Vision „Öl für die Lampen Chinas“? Wie auch immer: Wenn es um den chinesischen Subkontinent geht, heißt es in der Regel überraschend „philosophisch“: Man darf nicht nur auf die Gegenwart schauen! Man muss auch die Zukunft sehen! Eigentlich sollte diese Erkenntnis immer und überall gelten. Warum tut sie das nicht?

Um welches *Debet* der chinesischen Finanzbranche es

letztlich geht, weiß niemand so genau, selbst die den internationalen Ton vorgebenden *Risk Rating Agencies* nicht. Deren Schätzungen liegen bei 300, 400 oder mehr Milliarden US-Dollar. Sind das wirklich noch seriös zu nennende Schätzungen, oder durchqueren die „wetterfesten Reiter“ bereits das Terrain der *guesstimates*, des Rätselratens mangels verlässlicher Optionen? Zwar haben sich – dem äußeren Anschein nach – nicht alle Finanzinstitute des Landes in krasse Zwangslagen manövriert, aber falls die stark belasteten Wehre des Regimes nicht halten, wären sie ohne Ausnahme – weil „Ruderer auf der gleichen Galeere“ – den harten Lebensrisiken des Kenterns ausgeliefert. Mitgefangen, mitgegangen, weiß der Volksmund stets bemüht zu kommentieren.

Das soll keineswegs besagen, dass es für Chinas Banken tatsächlich keinen überzeugenden Ausweg aus der gegenwärtigen Lage gebe. Seit Jahren ist die politisch-wirtschaftliche Führung – in fortdauernden internen Auseinandersetzungen – bemüht, grundlegende Reformen des eigenen Finanzsektors in die wirtschaftliche Praxis zu übertragen, um die so genannte „Finanzintermediation“ auf die wachsenden heimischen wie weltwirtschaftlichen Herausforderungen auszurichten. Dafür spricht nicht zuletzt eine Vielzahl diverser Fachanalysen, aber selbst die gescheiterten chinesischen wie ausländischen Studien zu diesem Thema müssen sich auf Aspekte der organisatorischen Umgestaltung der Institute, d.h. auf die sichtbare „Oberfläche“ beschränken. Was den „inneren Führungsgeist“ betrifft, herrscht weiterhin das Dilemma vor, auf Ergebnisse warten zu müssen, die den Aufbruch zu neuen Ufern letztlich nur *ex post* zu bestätigen vermögen.

Andererseits stellen sich westliche wie chinesische Kritiker – zumindest in der Öffentlichkeit – erstaunlich selten die wahrlich nahe liegende Frage, wie es denn zu den heutigen Engpässen gekommen sei. Vielleicht wäre die Antwort simpel: Sie sind das (nicht völlig unerwartete?) Ergebnis der „sozialistischen Marktwirtschaft“, einer *mixed economy*, unter deren politisch-ideologischen Ordnungsbedingungen die unternehmerischen Freiräume nach wie vor dort enden, wo das politische Regime seine herrschaftlichen Verbotstafeln aufstellt. Die Bankinstitute wurden in die harte Pflicht genommen, „nationale Überlebenshilfe“ zu leisten und die chronisch defizitären Großbetriebe der staatlich verwalteten Industrie *per Ordre de Mandarin* zu staffieren, ob sie es verantworten wollten oder nicht. Während der letzten zwei, drei Jahre sind ernst zu nehmende politische Bemühungen um einen Kurswechsel zu erkennen, was ebenfalls nicht eben wenige verdienstvolle Studien beweisen. Dennoch ist es auch hier zu früh, um die wahren Erfolgsaussichten angemessen einzuschätzen.

In den anderen Ländern der ostasiatischen Region erwies sich die große Finanzkrise 1997-98 als fataler Gegenschlag einer ungehemmten Aufwallung des spekulativen Übermutes. Man hatte *va banque* gespielt und – wie zuvor schon viele andere *Hazardeure* – „plötzlich und unerwartet“ verloren. *The Economist* hatte Mitte 1998 in einer seiner vielen *post festum* gefertigten Analysen, durch deren nachträgliche Aufmachung sich das „Blatt der reinen Lehre“ wie immer eifertig auszuzeichnen wusste, von „six deadly sins“ gesprochen, denen man laut Urteil des anonymen Kommentators in Ostasien zum Opfer gefallen sei. Ob es wirklich Sünden waren, darüber ließe sich vielleicht

streiten, aber „tödlich“ waren die Folgen für viele trotzdem.

In China aber war der – rein äußerlich ähnlich scheinende – Tatbestand letztlich das Spiegelbild eines herrschaftlich verordneten Notprogramms für Arbeitslosenhilfe, den Kritikern aller Subventionspolitik als nicht unbekannt Version des *unemployment on the job* vertraut. Der Strom der finanziellen Transfers sei kanalisiert worden, um politisch-gesellschaftliche Implosionen zu verhindern, aber nicht weil irgendjemand ernstlich an die wirtschaftliche Zukunft der künstlich befruchteten Betriebe glaubte. Der relativ hohe Grad an „bürokratischer Versiegelung“ des chinesischen Finanz- und Währungssystems bewahrte das Land in jenen Jahren vor den Turbulenzen der defekten *Psychologik* einer galoppierenden Finanzpanik. Damals kam das beliebte Schlagwort vom „moral hazard“ erneut in Mode, um den unerklärlichen Vorgängen einen Namen zu geben.

Zur Verteidigung der chinesischen Politik lassen sich mildernde Umstände anführen. Die Verantwortlichen hatten kein Neuland betreten. Sie folgten ausgetretenen Pfaden. Subventionen sind ein *ubiquitäres Phänomen*, und weil das so ist, stellt sich zwangsläufig die freisinnige Frage, ob das immer und grundsätzlich falsch sein muss. Wenn ja, müsste man menschliche Gesellschaften als chronisch lernunfähig einstufen. Wie sähe die Welt ohne die Geschichte der „subventionspolitischen Abenteuer“ aus? Die Frage zu beantworten, wäre allerdings nicht Aufgabe der Kritiker des Subventionsgeschehens, sondern Pflicht der Verteidiger. Niemand sollte gezwungen sein, auch als Anwalt der Gegenseite in die Bresche zu springen.

Die Resultate des subventionspolitischen Denkens haben den umstrittenen Kalkulationen des chinesischen Regimes (vorläufig?) Recht gegeben. Die „Parteistaatsführung“ ist im Amt, das Land lebt, und die Wirtschaft läuft, so zumindest der allenthalben gehegte Anschein. Kostbare Zeit wurde gewonnen, um die überkommenen Defizite programmatisch zu bereinigen. Niemand sollte die diesbezüglichen Reformbemühungen unterschätzen, aber kostbar war die Zeit auch im doppelten Sinne des Wortes, denn die Kosten müssen (heute oder morgen) getragen werden, von wem auch immer. Das ist die Kehrseite der Medaille. Es ist gewiss nicht falsch, auf die imponierende Habenseite der chinesischen Außenwirtschaft einzugehen, auf die gewaltige Devisenreserve (bald die größte der Welt?) und andere grandios scheinende Aktivposten auf den außenwirtschaftlichen Bilanzblättern. Angesichts der „Schwindel erregenden“ Zahlen ließe sich das von niemandem verhindern, was auch durch viele akademisch sorgsame Detailanalysen bekräftigt wird. Aber muss das wirklich – wie weltweit nicht selten geübt – unter Ausblendung der mehr oder weniger gravierenden Sollstellen in der „nationalen Rechnungsführung“ geschehen? Wie groß ist der Widerstand gegen den Hang, das bequem stimmende Prinzip der Selbstmanipulation zu pflegen?

Bisher fangen die politisch überwachten Schleusen den Druck auf die wirtschaftliche Flusslandschaft auf, vor allem weil die gewaltige Millionenzahl der chinesischen Sparer beharrlich fortfährt zu sparen, d.h. den verbalen Garantieleistungen des Regimes Glauben schenkt. Wie stark dieser Glauben ist, das ist eine andere Frage. Auf absehbare Zeit scheint er ausreichend. Mehr als von ir-

gendwelchen volkswirtschaftlichen Lehrsätzen hängt die Zukunft der chinesischen Wirtschaft bis auf weiteres vom persönlichen Pendel der Ängste oder Hoffnungen mehrerer hundert Millionen chinesischer „Kleinsparer“ ab. Die Erkenntnis ist nicht neu. Auch Kleinvieh macht Mist, und in diesem Fall mehr Dung als die größeren Tiere.

Das ist es, was sich letzten Endes hinter der sibyllinischen These verbirgt, zwar seien die meisten chinesischen Banken insolvent, aber nicht illiquide. Ob sie also fortan geschäftsfähig sind oder nicht, darüber entscheidet (zumindest vorerst) nicht das nationale oder internationale Marktgeschehen, sondern die chinesische Parteistaatsführung, und die wiederum nach letzter psychologisch unsicherer Maßgabe der vielen chinesischen Sparer. Läuft das auf eine Bestätigung der beliebten Stegreif-Formel hinaus, die Hälfte der Ökonomie sei Psychologie, und wenn ja, welche Hälfte?

Wenn es um Ostasien, insbesondere um China geht, ziehen es die meisten Geschäftsführungen auf beiden Seiten des Atlantiks vor, sich eines daheim eher ungewöhnlichen Vertrauens auf das „Prinzip Hoffnung“ zu befleißigen. Unbehagen dämmert des Öfteren im Verborgenen, aber vor den bunten Schiebewänden wird *con agilitá* gespielt. Ein Musterfall der kognitiven Dissonanz? In gemeinverständlichem Deutsch: Keine Verwirrung stiften mittels grauer Tatsachen? Vielleicht, aber andererseits gilt auch: Tatsachen müssen nicht zwangsläufig identisch sein mit den Schlussfolgerungen, die aus ihnen in der einen oder anderen Richtung gezogen werden. Augen zu und durch! – von Zeit zu Zeit rechtfertigt sich auch dieses einfache Motto wie von selbst.

Ein altes ostjüdisches Bonmot besagt: Wenn die Leute sagen, du bist pleite, dann bist du pleite. Die stets präsente chinesische Parteistaatsführung hat es – wohl nicht zuletzt wegen des überaus verständlichen Interesses am eigenen Überleben – wohlweislich zu richten vermocht, dass dieses Bonmot unter chinesischen Verhältnissen nicht trefend wirkt und dass skeptische Denkgewohnheiten nicht zum kurz- bis mittelfristigen Vorteil reichen. Die politischen Entscheidungsprozesse lassen das nicht zu. (2) Also bis auf Weiteres für alle, die in China Präsenz und Vorteil suchen: *Anything goes?* So scheint es zu sein, vielleicht sogar zu Recht und allen klugen Aberworten einzelner Bedenkenträger zum Trotz. Der Autor nimmt sich nicht aus. Er hofft: Wer zum wirtschaftlichen Handeln berufen ist, wird sich meistens, so weit er nicht ohne Bedacht agiert, der zur Vorsicht mahnenden kastilischen Worte erinnern, es blühe „keine Rose ohne Dornen“. Ins Rennen muss er trotzdem steigen.

Offiziell lebt China seit langem mit dem *élan vital* einer international extrem hohen Entwicklungsdynamik, im langfristigen Durchschnitt 7% und mehr, seit 2001 bis auf über 9% beschleunigt, was einer Verdoppelung des absoluten wirtschaftlichen Volumens innerhalb von knapp acht Jahren gleichkommt. Da versteht es sich von selbst, dass ungeahnte Rekordinstinkte wach werden. Die gesamtwirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Landes ist im geschichtlich kurzen Zeitraum seit 1979 auf das Fünffache angewachsen. Wer sich vor weniger als drei Jahrzehnten zu der „tollkühnen Prognose“ verstiegen hätte, China würde in naher Zukunft so aussehen, wie es sich heute – zumindest mittels seiner weltoffenen scheinenden Fassade – prä-

sentierte, den hätte die ebenso geballte wie strafende Verachtung der Fachwelt getroffen. Diesem harten Los wollte sich niemand leichtfertig aussetzen. Vielleicht lohnt es sich für den einen oder anderen, diese bescheidene Lektion zu lernen, wenn es um das neue Vexierbild geht, mit welcher Wucht China in die überschaubare Zukunft steuern werde. Das würde dem Fluss notorisch pessimistischer Gedanken oder methodologisch inspirierter Bedenken einige der gebotenen Grenzen setzen.

Trotzdem besteht weiterhin Anlass zur Nachdenklichkeit, denn selbst nach dem späten Eingeständnis der verantwortlichen chinesischen Autoritäten stellt ein Wachstum von 5 bis 6% nicht mehr als das notwendige Mindestmaß des nationalen Fortschritts dar. Warum das so ist, kann hier aus Platzgründen nicht erörtert werden, obgleich es nicht nebensächlich ist. (3) Erst oberhalb dieser Grenze werden Freiräume für weitere Entwicklungsschübe geschaffen. Damit endet die Liste der keineswegs trivialen Entwicklungshemmnisse nicht, aber im „wirklichen Leben“ sind Herausforderungen – wie es so geläufig heißt – Angebote, die man nicht ausschlagen kann. Ansonsten hätte wohl niemand der seit langem bewährten Denkfigur des *challenge and response* – ein wesentliches Grundelement der westlichen Entwicklungstheorien – ihren heute vorherrschenden Erklärungswert zugestanden. Vor diesem Hintergrund die Fortsetzung der chinesischen Mängelliste!

Zum einen raten selbst die lerntheoretisch gefestigten Asiendozenten der Weltbank und des Internationalen Währungsfonds (IWF) zu einer vorsichtigen Bewertung dessen, was sich in China zu vollziehen scheint, wenngleich sich die politisch orientierten Werbeträger des Fonds – zumindest im Rampenlicht der internationalen Pressekonferenzen – nicht immer an die akribischen Ratschläge ihrer „Subkollegen“ gebunden zeigen. Die einschränkende Hypothese der letzteren lautet: Das reale Wachstum auf dem Subkontinent rangiere wahrscheinlich um bis zu zwei Prozentpunkten unterhalb der statistisch geweihten Größen – dank der Rechenkünste auf dem Abakus der sozialistischen Marktwirtschaft? Oder muss man auf diplomatisch gewollte oder ungewollte „Bruchstellen“ in den Rechenprogrammen der Weltorganisationen schließen? Man sollte einen der – *eo ipso* seltenen – Kritiker mit hauseigener Erfahrung befragen.

Es haben sich auch abweichende Stimmen zu Wort gemeldet. So hat z.B. Nicholas Lardy, einer der unermüdlich bravierenden amerikanischen Chinaspezialisten, mit der kühnen Gegenthese Aufmerksamkeit erregt, das wirkliche Wachstum der chinesischen Wirtschaft liege nicht unterhalb, sondern sogar oberhalb der offiziellen statistischen Pegelstände. Ob korrekt oder nicht, das zu wissen wäre nicht gerade unwichtig, aber an dieser Stelle schweigt des Analysten Höflichkeit. Zu viele Schutzklauseln *à la ceteris paribus!* Auf den ersten Blick wirkt es durchaus konsequent, wenn eingeschränkt wird: Falls XYZ gleich bleiben, dann...! Aber im unübersichtlichen Gelände der globalen Realität verlaufen die Dinge niemals „gleichbleibend“ und auch nur höchst selten nach den Regeln der theoretischen Konsistenz. Dieses Dilemma verlockt – nahezu unwiderstehlich – dazu, sich der gängigen „escape route systems“ aller Freunde der Theorie zu bedienen. Andererseits muss man zu Lardys Gunsten anerkennen: Es kostet Mühe und Begabung, sich die teure Chance zu erarbeiten, für einige

Augenblicke im Zentrum der Arena für Hahnenkämpfe zu stehen.

Warum fallen die Prognosen des IWF und anderer internationaler Organisationen zu China trotz aller gewiss nicht trivialen Unwägbarkeiten und wider die eigenen (früheren) Bedenken „verklärend“ positiv aus? Für 2004 wird mit einem Wachstum von 8,5% und für 2005 mit 8% gerechnet, wenngleich sich die Wasserstandsmeldungen von Quartal zu Quartal zu ändern scheinen. So undankbar ist das Los der Prognostiker! Die Vorhersagen für den weiteren Zeitraum lässt der Autor außer Acht. Es würde zu viel Mühe bereiten, sie von den Spuren des Kaffeesatzes zu reinigen. Geht es u.a. darum, Chinas nationale Führung zu den hehren „binnengeistigen Lehrsätzen“ der Organisation zu bekehren? Die leitende Reflexion wäre: Euer Wachstum ist ungebrochen. Ihr könnt es wagen, teure währungspolitische Reformrisiken einzugehen, um ein „flexible foreign-exchange regime“ zu gründen.

Ein Kommentar der *Financial Times* vom 19. Mai 2004 möchte offenbar in diese Stoßrichtung zielen: „It makes no sense for a region with huge current account surpluses to be desperate to avoid international financial crises.“ Wirklich nicht? Lautet denn die kritische Botschaft seit 1997-98 nicht eher: *Memento vivere*, gedenke, dass du leben musst! Nach chinesischem Kalkül scheint die eigene Währungsstrategie jedenfalls hinreichend flexibel zu sein. In Beijing glaubt man (anscheinend oder nur scheinbar?) nicht, zumindest bislang nicht und auch trotz fortlaufender interner Debatten nicht, dass die eigenen Rezepte einer Politik der IWF-Veredelung bedürfen.

Zum anderen, und das zeugt angesichts anhaltender deutscher Kreislaufdebatten von der Kraft des „Kuriosen“: Seit sieben Jahren speist sich die gesamtwirtschaftliche Dynamik des Landes auch – und nicht einmal zuletzt – aus eben jenen Quellen des *growth accounting*, die man in hiesigen Schauveranstaltungen mit verbalem Genuss als Sünde der Staatsverschuldung und gravierende Grundlast für unser aller Zukunft zu entsorgen pflegt. In China wird der vergleichbare Sachverhalt unter der Rubrik „staatliche Investitionspolitik“ verbucht. (Siehe dazu z.B. Shanghai und Transrapid!)

Ob die Ergebnisse letztlich den geplanten Absichten entsprechen, das ist immer und überall ein Wagnis, auch in Kanton, Shanghai und Tianjin. *Ex ante* sind die Dinge niemals wasserdicht. Es hat seine soliden Gründe, dass in allen wirtschaftlich erfolgreichen Ordnungen der Welt Unternehmer oder auch Manager die unaufhebbaren ökonomischen Risiken tragen und in der ersten Kampflinie der *affaires économiques* stehen. Planungsbehörden verwalten nur Platz zwei. Letztlich müsste sich das angesichts der lateinischen Urbedeutung des Wortes *planus*, d.h. eben, flach, also Zweidimensionalität des Papiers, eigentlich von selbst verstehen. Entscheidend ist die dreidimensionale Realität. Ungeachtet einzelner Rückschläge und seltener politischer Notbremsungen hat das neue Bild begonnen, auch die Ordnungsbedingungen auf dem chinesischen Subkontinent umzuzeichnen. In der Fachwelt bevorzugt man den neutralen Terminus „Transformationsprozess“. Wird der Transformationsprozess gelingen? Nur wenn einem der vielen eloquenten Sprachwitze des Wiener Kabarets die Geltung verwehrt wird: Um die Bürokratie abzuschaffen, fehlt es uns an der nötigen Zahl von Beam-

ten. Gegenwärtig scheint China das Land des *Transformationsprozesses par excellence* zu sein.

Welche Leitideen in der nationalen wie globalen Praxis wirklich zu den angestrebten Resultaten führen, das hängt immer von den konkreten historischen Milieus und Ausgangsbedingungen ab, und die wandeln sich auch in China ständig, aber all das ändert nicht viel an einem bemerkenswerten Tatbestand: John Maynard Keynes wirkt in China (und nicht nur dort) immer noch wesentlich überzeugender als Milton Friedman und andere Adepten der *monetary illusion*. Gehört auch das zu den Lehren des Transformationsprozesses?

In allen Ländern der Region erfreuen sich Diskussionen um mögliche „neue globale Wege“ (Wege jenseits des nord-amerikanischen Horizonts), um „Grenzziehungen gegen anarchische Globalisierungsströme“ und weitere Variationen zum Thema „Crisis of Economic Thought“ der anhaltenden Konjunktur (4), nicht nur innerhalb der selbst in ostasiatischen Gesellschaften keineswegs ungewohnten Randgruppen. Stimmt das für die zukünftige Ordnung der Weltwirtschaft hoffnungsvoll oder ist es eher bedenklich? Die Frage wird auf absehbare Zeit umstritten im Raum stehen, und die künftigen Antworten hängen nicht von irgendwelchen „goldfarbenen Theorien“ ab. Theorien sind wie Generäle. Sie lenken nach den Regeln des vergangenen Krieges. Theorien und Generäle haben eine weitere Gemeinsamkeit: Sie sorgen unermüdlich für neue Nachfolger.

Die – von den „apolitischen Kräften“ des Marktgeschehens getriebene – Eigendynamik der chinesischen Wirtschaft liegt zur Zeit bei vier, bestenfalls fünf Prozent, pro Kopf nur wenig mehr als drei Prozent. Das ist wahrlich nicht zu verachten, aber trotzdem nur knapp oberhalb der – unter entwicklungsgesellschaftlichen Gesichtspunkten – für notwendig erachteten Mindesthöhe. Für eine nach Weltgeltung strebende Entwicklungsmacht keine Bilanz, die zum Jubilieren zwingt! Zumal sich eine wachsende Zahl chinesischer Unternehmen mit geradezu sprichwörtlichem Eifer darum müht, Joseph A. Schumpeters viel zitiertes Theorem der *creative destruction* schwungvoll „umzudeuten“! Seit Jahren werden immer neue industrielle Überkapazitäten aufgetürmt. Stadt gegen Stadt, Provinz gegen Provinz und China gegen die gesamte Region? Wird es dazu kommen, dass das, was heute als Wertschöpfung in die Arbeit der Statistiker einfließt, in einigen Jahren als Wertvernichtung umgebucht werden muss?

So lässt sich der leise Argwohn nur schwerlich widerlegen, die weltweit hofierte Wirtschaft Chinas könne bald als neues (negatives) Musterbeispiel marktwidriger Fehlentwicklungen gehandelt werden, und fast alle würden es dann, so ist vorauszusehen, im Nachhinein – wie schon 1997-98 – geahnt haben. Zurück zur Gegenwart: Anders als unter der notgedrungenen Missachtung laufender Kosten und Erlöse lassen sich die extrem niedrigen Weltmarktpreise für die steigende Flut chinesischer Erzeugnisse nicht widerspruchsfrei erklären, behaupten nicht eben wenige (chinesische wie ausländische) Fachleute.

Unter diesen Umständen befremdet es den Autor trotz der einschlägigen kritischen Erfahrungen, wenn – nach allem, was in Ostasien in den letzten sieben Jahren abgelaufen ist – seitens der Asiatischen Entwicklungsbank erneut munter drauf los prognostiziert wird, man habe

keine nennenswerten Zweifel, dass die chinesische Wirtschaft ihren seit Jahren anhaltenden Steilflug während der nächsten beiden Jahre in eine elegante Flugbahn überführen wird. Das mag der Fall sein. Es ist wahrlich nicht ausgeschlossen, aber Vorhersagen der gleichen „Strickart“ hatten die Weisen der internationalen Wirtschaftsorganisationen noch bis Ende März 1997 gepflegt. Im Juli 1997 regierte das finanzwirtschaftliche Chaos, und alle blickten sich verwundert an. Wie immer, nur für kurze Zeit! Der Autor beabsichtigt nicht anzudeuten, dass eine *repeat performance* der Krise von 1997-98, diesmal unter Einschluss Chinas, drohe, aber er versteht trotzdem nicht die Beweggründe, um deretwillen alle faktisch nicht zu leugnenden Risikofaktoren mittels „glatt gebügelter“ Stegreifanalysen aus dem Bild verschwinden.

Heute lautet der Spruch der bankeigenen Seher unbeschadet der Vergangenheit, eine weiche Landung stelle für China kein gravierendes Problem dar. Schließlich sei die Technik einleuchtend und klar: „The Chinese government must keep the economy from overheating but also sustain growth.“ „Da legst di' nieder“, sagt der gemeine Landwirt in Bayern, voll erdhafter Bewunderung ob solch goldener Regeln. Wie die praktische Politik der konjunkturellen Drosselung – jenseits der bekannten Lehrbuchmaximen und ohne unwägbare Risiken des Absturzes für die gesamte Volkswirtschaft – *realiter* konzipiert sein muss, das bleibt wohl eines der gut gehüteten Geheimnisse der Asiatischen Entwicklungsbank. Vielleicht ist man dort im glücklichen Besitz einer helllichtig polierten Kristallkugel. Schon der bloße Gedanke löst im Autor Neid aus.

Er muss sich mit biedereren Mutmaßungen begnügen, und die laufen in eine andere Richtung. Trotz des politisch-wirtschaftlichen Einfallsreichtums seitens der Kommandohöhen des chinesischen Regimes wird es wohl eher um die simple Maxime gehen: Einer (oder mehr als einer?) muss vom Schlitten. Wer soll das sein, und nach welchen Vorgaben? Da wird der gewundene asiatische „consensus way“ zum Holzweg. Darf zur Not die Konkurrenz – vornehmlich außerhalb des chinesischen Wirtschaftskreises – erhalten? Darauf würde man sich in China – zwecks Wahrung der eigenen Stabilität – sicherlich zu verständigen wissen. Auch Lemminge sind bekanntlich überlebensfähig und stürzen sich nur selten in den Abgrund. Der Autor ist überzeugt: China wird kommende Krisen kraftvoll überleben, andere vielleicht nicht.

Der fortlebende Hang zur Skepsis – so z.B. Gordon G. Chang: *The Coming Collapse of China* (2001) – leidet unter dem Ruch der Nestbeschmutzung, nicht zuletzt da nahezu alle westlichen und japanischen Großunternehmen ihre Zukunft in der ostasiatischen Ferne (bzw. in deren Nähe) orten. Eine solche Phalanx politischer, wirtschaftlicher und akademischer Fachleute kann doch nicht irren, oder? Vielleicht nicht, vorausgesetzt – und dieses *Proviso* ist alles andere als obergärtig – die Beteiligten lassen taktische Vorsicht walten, um nicht zum disponiblen „Ballast“ zu gehören, aber das weiß man meistens nur im Nachhinein. In der Welt der Kampfsportarten verlässt man sich – was angesichts der prinzipiellen Unsicherheiten vor dem Start durchaus ratsam ist – auf den seit langem bewährten Aufruf zur *kontrollierten Offensive*.

IV Ein „Zwischenwort“ – Zeit zum Nachdenken

Im „Prolog“ wurde bereits Bezug auf Paul Krugman genommen und darauf verwiesen, er habe verschiedene prominente Rivalen wegen ihrer vermeintlich unreflektierten „Asienbegeisterung“ per Frontalangriff attackiert. Unabhängig von seiner sichtlichen Freude und Begabung für das Polemische hat Krugman einen nachhaltig wirkenden Treffer gelandet, aber dem folgt ein trauriges Fazit: Niemand vermag mit letzter Gewissheit zu sagen, was in Ostasien zur Zeit tatsächlich abläuft oder in der Vergangenheit abgelaufen ist, ganz zu schweigen, was in Zukunft ablaufen wird, nur dass es angesichts der bisherigen Erfolgsbilanz *impressionabel* scheint. Ein Mehr an Künsten der vertrauenswürdigen Zukunftsrechnung gibt die globale Wirklichkeit nicht her. Ist das der eigentliche Grund, weshalb gerade die Begabtesten in der Geschichte der Ökonomie ihre eigene Berufung bisweilen als „dismal science“, als trauriges Gewerbe, empfunden haben? Da hat es die weite Riege der Dogmatiker besser. Sie alle genießen das Privileg, nicht zweifeln zu müssen.

Das Diktat der wirtschaftlichen Realität erfordert es, trotz aller Unsicherheiten zu handeln und nicht zu räsonieren. Zwangsläufig wird es immer einen tiefen Graben geben zwischen denen, die an vorderer Front Entscheidungen treffen, und denen, die in der Etappe *post eventum* ihre bisweilen stilvollen Kommentare verfassen. Der Autor gehört zu letzteren, und er hat keinen Grund sich zu beschweren. Die Hüter der Worte erfreuen sich des schönen selbst gewährten Vorrechts, ihre Beiträge kaskadenreich über Irrtümer und missglückte Unternehmungen Anderer strömen zu lassen, nicht selten unter dem gedankenschonenden Imperativ: Was stört mich mein Geschwätz von gestern! Mögliche Sanktionen sind „milde“.

Aber Kritik soll dennoch sein, hat sie doch das Verdienst, dem ehrwürdigen „Prinzip der Ungenügsamkeit“ Tribut zu zollen. Zudem verleiht sie den Kritikern eine überaus begrüßte Existenzberechtigung. Was sie nicht verleiht, ist das Recht, auf den Beifall für wohlfeil geglättete oder methodisch versiegelte Allerweltsurteile zu spekulieren. Das müssten sich auch alle akademischen „Delphi-Techniker“ Ostasiens eingestehen, die sich schon vor 1997 ihrer Kunstfertigkeiten erfreut haben und heute wiederum Anspruch erheben, das Feld beherrschen zu dürfen.

Vielleicht hat Robert Scalapino, anerkannter Senior der amerikanischen Asienwissenschaften, in einem seiner eloquenten Essays – Leitmotiv „China's Multiple Identities“ – bereits vor einer Reihe von Jahren alles gesagt, was wesentlich ist. Er hat es mit Blick auf China geschrieben, aber es gilt für ganz Ostasien und wohl auch für die große restliche Welt: „Vorhersagen über China sind immer ein Hasardeurspiel gewesen, und niemals mehr als heute.“ So ist es immer noch! Die Prognostik ist etwas Wunderbares, solange man nicht erwartet, dass sie das kommende Geschehen vorhersagt.

V Neue Realitäten: Ist China das kommende Wunder?

War das Jahr 2003 eine Wasserscheide in der Weltwirtschaft, ohne dass Europa in seiner Wohlstandsschau davon Kenntnis nehmen wollte? Erstmals seit Jahrzehnten wurde der deutsche Maschinenbau, eine der drei großen Reputationsbranchen der deutschen Exportwirtschaft, international auf den nicht unkomfortablen, aber dennoch wenig geliebten zweiten Platz verwiesen – hinter China. Jeder Zweite sei, so verkündet man es nicht nur in der Welt des Sports, immer nur der Erste unter den Verlierern. Er steht auf dem Podium, aber nur links oder rechts, nicht in der erhabenen Mitte.

Seit 2002 ist China der (statistisch!) wichtigste asiatische Handelspartner der Europäischen Union. Die chinesische Außenwirtschaft hat es vollbracht, ungleich früher als alle klugen Beobachter (auch der Autor) es voraussehen wollten, im Austausch mit Westeuropa an Japan „vorbeizuziehen“, falls man die Aktivposten der direkten Investitionsleistungen aus den Berechnungen streicht. Darf man das angesichts der großen unternehmerischen Zwänge der globalen Wirtschaft, in allen Regionen der Welt Präsenz zeigen zu müssen? Eigentlich nicht, aber der Eindruck neuer fortlaufender Umbrüche in den internationalen Wirtschaftsbeziehungen lässt sich trotzdem nicht verdrängen.

Diesen vagen Tendenzen nach scheint die Unternehmenswelt zwischen Tokyo und Osaka der Gefahr zu unterliegen, ihr weltweites strategisches Gewicht schleichend einzubüßen, nicht absolut, aber relativ. Im Jargon der professionellen *Zyklisten* schaut sie der melancholisch stimmenden Phase eines Rennens entgegen, in der man nicht selten „nach hinten durchgereicht“ wird. Aber bei genauerer Betrachtung geht es nicht um reale Tatbestände, sondern um mehr oder weniger theoretische Szenarien. Gleichwohl: In der internationalen Skala rangiert China seit Ende 2003 als Handelsnation Nummer drei hinter den beiden Spitzenreitern USA und Deutschland, aber bereits knapp vor Japan und deutlich vor Frankreich, Italien und Großbritannien, und nicht nur im Morgenland kennt man die beliebte Metapher von der Karawane, die weiterzieht. Aber welche Zukunftsbedeutung dieser statistische Sachverhalt wirklich hat, das steht auf einem weithin leeren Blatt, auf dem noch viele Mitstreiter ihre gesegneten Eintragungen verewigen wollen.

Alles in allem bezweifeln nurmehr chronische Pessimisten (oder je nach Standpunkt Optimisten?), dass sich die chinesische Volkswirtschaft während der nächsten zehn Jahre, d.h. innerhalb des zeitlichen Planungshorizontes der großen internationalen Unternehmen, als vierter *global player* – Weltbankterminus: „Fourth Growth Pole of the World Economy“ – endgültig in den weltweiten Vordergrund schiebt, neben Nordamerika, „Euroland“ und Japan. So unwiderstehlich scheint die Faszination der Dynamik trotz all der erwähnten Defizite. Die Geschichte beweist (leider immer nur im Nachhinein), dass es nicht auf die „Einzelrechnungen“ ankommt, sondern auf die Wahrnehmung der großen Trends.

Was bedeutet das für Japan wie für die anderen ostasiatischen Wirtschaftsgesellschaften und somit für die

ostasiatische Region insgesamt? Wer weiß das schon in letzter Konsequenz! Müsste man Chinas „sozialistische Patrioten“ und ihre bedingten Reflexe vielleicht doch ernster nehmen, als es sich gehört? China sei, so schmeicheln sie ihren Selbstwertgefühlen, „siebzig Prozent Ostasiens“. Aber wie weit stimmen Demographie und Ökonomie überein? Durchaus nicht abnehmend, so glauben viele – analytisch nicht eben unbegabte – Chronisten der regionalen Szene! Der Autor „oszilliert“ seit einiger Zeit, welche Wegmarken für die Suche nach (selbst)überzeugenden Urteilen maßgeblich sind.

Nicht nur in Europa, sondern weltweit hinkt die öffentliche Berichterstattung – *nolens volens?* – hinterher. Ostasien spielt in der EU bereits seit Jahren eine größere handelswirtschaftliche Rolle als Nordamerika. Wieso wird das in der medialen Welt verdrängt? Weil das große Pendel der Finanzdienstleistungen immer noch zu Gunsten New Yorks ausschlägt? Weil die globale *financial community* ihre opulenten „Hedge-Fund-Lehen“ und andere Bastionen des globalen Spekulationsgewerbes mit harter Rüstung – nicht selten gegen den Widerstand der Unternehmen der realen Wirtschaft – auszukämpfen weiß? An mehr oder weniger einfallsreichen Vermutungen herrscht gewiss kein Mangel, aber wider alle ungezügelter Gedankenflüge in die „Parallelwelt der Ideen“: Innerhalb der ostasiatischen Region hat China begonnen, sich – für jedermann erkennbar, falls willens – mit einer ihm zudriftenden Schlüsselposition vertraut zu machen.

In der asiatisch-pazifischen Weltregion wird das Land immer öfter als *benign power* (als „wohlwollende Macht“) umworben, zumindest wirtschaftlich seit kurzem nur noch von wenigen zu einem Wolkenkuckusheim „herabgewürdigt“. 2003 importierte China weltweit – je Euro Export – Waren für 94 Cent, aber innerhalb der ostasiatischen Sphäre lag die Export-Import-Relation umgekehrt bei 1:1,53, eine Tatsache, die nicht zuletzt dem ebenso starken wie kontinuierlich wachsenden Engagement der japanischen und sonstigen ostasiatischen Unternehmensführungen auf dem chinesischen Subkontinent zu verdanken ist.

Das Wort *industria* verweist im lateinischen Ursprung auf menschlichen Fleiß. Noch im 19. Jahrhundert wurde der neue Fleiß nicht selten mit einem vermeintlichen „Idiotismus des Dorfes“ kontrastiert. Chinas Industrien – nicht nur in den Städten, sondern auch in vielen Dörfern – sind seit einigen Jahren auf dem Weg, ihren Fleiß zu demonstrieren, wenn nicht im Auftrag der Konzerne der gesamten Welt, so doch in Kooperation mit dem Unternehmertum in ganz Ostasien. Nicht zuletzt deshalb gehen alle rein bilateral konzipierten Rechenspiele der westlichen Außenhandelsstatistiken am neuen Kern der Sache vorbei.

Wer es wirklich wissen will, der kann es wissen: Die Überschüsse in der chinesischen Handelsbilanz wachsen in dem Maße an, in dem das relative *Surplus* der anderen ostasiatischen Produzentenländer gegenüber dem Westen schrumpft. Die interregionalen Austauschverhältnisse auf den westlichen und ostasiatischen Märkten bleiben weitgehend die alten. Wohlgermerkt die Verhältnisse, nicht die absoluten Größenordnungen! Nur die unsäglichen populistischen Angriffsziele scheinen einander abzulösen. Einst Japan, jetzt China! Dwight David Eisenhower, der 34. Präsident der Vereinigten Staaten, hat

einmal resignierend angemerkt, „die Jagd auf Sündenböcke sei von allen Jagdarten die einfachste“. Heutiges Motto: Niemals konsumieren, ohne zu kritisieren! Was in der Vergangenheit aus Japan, Korea, Taiwan, Hongkong oder anderen Quellen der Region bezogen wurde, das produzieren heute vornehmlich chinesisch-ostasiatische und chinesisch-westliche Joint Ventures oder andere chinesische Unternehmen in den Tiefen des chinesischen Wirtschaftsraums. Dort heißt es denn auch, die Unternehmen seien „aufgeblüht wie Pilze nach dem Frühlingsregen“.

Die vitalen Entwicklungen *à la chinoise* beleben die Phantasie der gesamten Region, wie bald der chinesische Markt die USA und die EU als Schlüsselmärkte Nummer eins und zwei ablösen werde, um den Fluss der eigenen Erzeugnisse aufzufangen, ein ungewohntes Gedankenbild, das im Hinblick auf Japan – trotz diverser regionaler „Look East“-Appelle – kaum jemand ernstlich ins Auge fasste. In der Tat ist der „China-Faktor“ für einzelne Länder der Region heute schon zum Faktor Nummer eins geworden. 2003 belief sich der innerregionale Austausch zwischen China und Südostasien auf mehr als 70 Mrd. Euro, ein Anstieg von knapp 42% gegenüber 2002, und 2004 wird die Grenze von 100 Mrd. Euro übertroffen werden. Vor nur fünf Jahren rechnete man noch im Größenbereich von fünf bis zehn Milliarden oder etwas mehr. Wie werden die Zahlen in weiteren fünf oder zehn Jahren aussehen, selbst wenn man sich simple Extrapolationen nicht gestatten sollte?

Wie viel hat es also auf sich, wenn Singapurs bisheriger Ministerpräsident Goh Chok Tong – sein Nachfolger seit dem Spätsommer 2004 ist Lee Hsien Loong, Lee Kuan Yews ältester Sohn, wegen seiner „militärischen“ Erfahrungen früher auch BG (Brigadegeneral) Lee genannt – in Interviews mit der pazifisch-asiatischen Fachpresse öffentlich sinniert, es sei alles nur eine Frage der Zeit, einer Zeit innerhalb der Lebensspanne der meisten Ostasiaten, und: „China will be five or six Japans“? Anlässlich seiner bis dato letzten Chinareise hatte Goh – laut der chinesischen Nachrichtenagentur Xinhua vom 18. Januar 2004 – mit Verve nachgelegt:

„Dieses Jahrhundert wird Asien gehören. Asien wächst schneller als andere Regionen der Welt, und China spielt eine bedeutende Rolle, um eine neue asiatische Ordnung zu schaffen. Wenn China wächst, setzt es in Asien eine große Dynamik in Gang ... ASEAN kann auf der Welle des chinesischen Wachstums reiten, und China wird dazu beitragen, dass ASEAN weiterhin gedeiht.“ (Übersetzung, R.M)

Goh Chok Tong ist beileibe kein einsamer Rufer. Viele andere haben ihre Stimme erhoben. So weist u.a. David Shambaugh, Direktor des „China Policy Program“ an der George Washington University, in einem richtungweisen Kommentar des *Wall Street Journals* („China's New Engagement With the Region“) auf – wie er meint – deutliche historische Anzeichen hin, die für eine mittel- bis langfristig zu erwartende Verschiebung der sicherheits- und ordnungspolitischen Gewichte in der ostasiatischen Region zu sprechen scheinen:

„The tectonic plates of power in Asia are shifting, and China may be returning to its traditional role as the central actor in the continent ... Its regional security posture is increasingly seen as benign. As a result of these developments, China's neighbors are increasingly looking to Beijing for leadership or, at a minimum, striving to take ac-

count of China's interests and concerns. A new regional order is taking shape.“ (5)

Was wird das neue Bild zur Folge haben, falls es sich denn als realistisch erweist, zum einen für Ostasien und auch für die Welt, zum anderen für China selbst? Eine Frage, auf die der Autor keine rechte Antwort weiß, jedenfalls nicht diesseits des Einzugsbereichs der Spekulation! Vielleicht sind andere Beobachter helllichtiger. Ihm scheint nur eines sicher: Die Welt wird anders aussehen, ihre Wirtschaft, ihre Politik und auch die sonstigen Bereiche menschlichen Daseins, und mit ihnen auch China, was immer dort an heutigen Tagträumen dem eigenen Seelenhaushalt dienlich ist. Von großen historischen Veränderungen sind immer alle betroffen, sowohl diejenigen, von denen sie ausgehen, als auch diejenigen, auf die sie übergreifen.

Psychologisch und politisch ebenso bedeutungsvoll: Bis vor kurzem war das Prädikat der *benign power* ausschließlich für die Vereinigten Staaten reserviert. Jetzt spricht man in den Ländern der ostasiatischen Region allenthalben über das große pazifische Zukunftsprojekt einer umfassenden Freihandelszone zwischen China und der ASEAN, der Gemeinschaft der zehn südostasiatischen Staaten, sowie über Institutionen eines umfassenden *monetary regionalism* (Aufbau einer so genannten „Asian Dollar Zone“ als künftiges Pendant zum US-Dollar und zum Euro) und über ein global ausgerichtetes EAEC-System („East Asia Economic Cooperation“), mit oder notfalls auch ohne Japan (6). (Eine Nebenbemerkung: Das Kürzel EAEC wird während „rauschseliger Anlässe“ in der Region gern als „East Asia Except Caucasians“ verstanden, „Ostasien ohne Weiße“.) Bis 2010 oder spätestens 2020 sollen die *Grand Designs* Wirklichkeit werden. Sind alle diese Gedankenspiele, wie viele Skeptiker chargieren, nicht viel mehr als ein Summen nach der Art der Eintagsfliegen?

Die Zahl der Zweifler an den ehrgeizigen Projekten ist Legion, aber wirklich leidenschaftlich zweifelt man meistens nur an Dingen, die die Vorstellungskraft der Zeitgenossen leidenschaftlich beflügeln. Gegenwärtig übertreffen sich die internationalen Medien in ihren Angeboten an phantasievолlem Gedankengut, nicht nur in Ostasien, sondern auch in den Kommentaren der westlichen Herolde, wie denn die vielfältig erörterte Wirtschafts- und Währungsunion von Beijing bis Singapur aussehen muss, wenn sie die immer wieder angekündigte Erfolgsgeschichte der kommenden „global leadership“ schreiben wolle. Nur in Tokyo scheint man nicht so richtig mitzuspielen, vor allem dann, wenn es darum geht, wer denn – „bei Gefahr im Verzuge“ – die finanziellen Lasten der schönen Zukunftsvisionen tragen solle. Ist die japanische Position, wie an anderen Orten der Region beklagt wird, „unasiatisch“ oder doch eher Reaktion derjenigen, die es – wegen ihrer großen globalen Erfahrungsvorsprünge – letztlich besser wissen?

Zu Gunsten der Glaubwürdigkeit der *monetary visions* ließe sich indirekt anführen: Wie alle anderen Menschen können sich auch Optimisten irren, aber sie haben einen Nachteil, und nicht nur in der Welt der Wissenschaften haben sie es deshalb schwer. Wenn sich Optimisten irren, gelten sie als weltfremd. Irrt sich hingegen ein Pessimist, lautet es in der Regel: Er lag zwar falsch, aber

welch ein scharfer Denker! Woraus resultiert der „asymmetrische Nachteil“ der Optimisten? Haben doch Kasandras Fußtruppen noch niemals etwas Wesentliches in Marsch gesetzt, jedenfalls nicht nach vorn! „Vorn“ heißt, um nicht relativer zu denken, als Professor Einstein es gewagt hat, dass mehr Menschen als zuvor (einschließlich aller Kritiker) hinreichende materielle Lebenschancen genießen, und das zugleich unter einem erweiterten Maß an geistigen wie gesellschaftlichen Entfaltungsmöglichkeiten (Kritiker wiederum willkommen). EAEC und der Weg des *monetary regionalism* sind Wege nach vorn.

VI Japan: Wo liegt der Fortschritt?

Haben die japanischen Eliten – so singen die Chöre der klagenden Melodien – den falschen Grundakkord für die kommende Zeit angeschlagen? Sind sie so planlos, wie es forsche Kritiker den deutschen Eliten zum Vorwurf machen, oder zeigen sie sich als Realisten, darum bemüht, und gewiss nicht zum Schaden ihres Landes, nur das zu tun, was sie wirklich können? Wird sich „Amaterasus auserwähltes Land“, der vulkanische Hort der Sonnengöttin, auf sein geschichtlich nicht unscheinbares Orientierungsvermögen besinnen, um sich in den keineswegs inferioren Status einer globalen Nummer drei oder vier zu fügen? Wird das Land also bei den – in der asiatisch-pazifischen Weltregion vielfach antizipierten – „geökonomischen Verschiebespielen“ zwischen den USA und China eine große Kehrtwendung in Richtung des ostasiatischen Festlandes wagen, zwecks nationalen Nießbrauchs, oder wird es seinen eigenen Weg der letzten 50 Jahre fortsetzen? Ob das wirklich zur Debatte steht, das wären, wenn überhaupt, Fragen, die in der Zukunft liegen, aber sie drohen bereits heute das Denken zu verbiegen.

Etô Shinkichi, einer der international renommierten japanischen Politikwissenschaftler, hat vor mehr als zwanzig Jahren seinem inneren Drang zur seelischen Offenbarung nicht widerstehen können. Seit historischen Zeiten, so sein – für den Autor dazumal höchst verblüffendes – Bekenntnis, erzeuge die „Macht Chinas“ in Japan ein aus der nationalen Eigenperspektive lebendes *love-hate-syndrome*: Wir verachten China, wenn es schwach ist. Wir lieben China, wenn es Stärke zeigt, wie sich Kinder ihren Vater wünschen. Das klingt zumindest ungewöhnlich, aber stimmt es denn auch, oder ist Etô – wie unter Intellektuellen nicht selten der Fall – narzisstisch über das Ziel hinaus geschossen? Die Internationale der Flagellanten ist kein kulturspezifisches Phänomen des abendländischen Mittelalters! Hatte der offenherzige Politologe doch ferner insinuiert, immer wenn man in Japan an China denke, fühle man sich (beliebte Ablenkungsfrage: Wer ist man?) wie eine „periphere Minorität“. Abseits der bekannten psychoanalytischen Etüden: Selbst wenn Etô und sonstige Apostel der bekennenden Zunft richtig lägen, wovon der Autor nicht überzeugt ist, fühlt er sich der Versuchung ausgesetzt zu kontern: Aber was für eine grandiose Peripherie! Auf eine solche Minderheit darf jedes Zentrum stolz sein!

Zurück zum nüchternen Gebot der Sachlichkeit: Auch um eines internationalen akademischen Bühnenauftritts willen sollte man der Verlockung widerstehen, Waagscha-

len der Geschichte nach Art des Heimwerkers zu gießen, um sie unbedacht zu überfrachten. In der Geschichte der Gegenwart wissen alle, die es wagen, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, welche großen Leistungen vollbracht worden sind, nicht zuletzt in Japan. Lernfähigkeit, insbesondere die Bereitschaft, das Lernen zu lernen, gehört seit den *Meiji*-Reformen (d.h. seit mehr als 130 Jahren) zu den außergewöhnlichen geistigen Stärken der japanischen Gesellschaft.

Schön wäre es zwar, aber man kommt an den vielen Zweifeln – diesseits und jenseits der japanischen Hauptinseln – nicht so leicht vorbei. Szenarien, die von der Idee eines nahenden „Stabwechsels“ zwischen Japan und China leben, scheinen zumindest für Kenneth B. Pyle, einen der führenden amerikanischen Japankenner an den Gestaden des *Pacific Rim*, nicht völlig abersinnig zu sein. Implizit leitet er aus der Geschichte Japans eine „prinzipielle Bereitwilligkeit“ der japanischen Gesellschaft ab, sich flexibel an die jeweils neuen internationalen Umfeldbedingungen anzupassen: (7)

„Es waren die Japaner, und nur sie unter allen asiatischen Völkern, die sich ohne Verzug und mit ganzer Kraft auf die neuen Bedingungen der imperialistischen Ordnung einstellten, deren Regeln, Prinzipien und Normen akzeptierten und innerhalb des Systems ihren Weg gingen, ... was sie als *sekai no taisei* oder *jisei* oder *hitsuzen no ikioi* bezeichneten. Das sind Begriffe, die auf eine dynamische Kraft in menschlichen Angelegenheiten verweisen, durch welche die Dinge entlang der Wege des menschlichen Fortschritts vorangetrieben werden ... Die Japaner haben ihre Führer immer nach der Fähigkeit beurteilt, die Trends der Zeit zu erkennen und die Chancen zu nutzen, die sich daraus ergeben ... Nur einmal, während der dreißiger Jahre, scheint Japan von dieser Haltung der nationalen Selbstanpassung abgewichen zu sein. Aber selbst damals glaubten viele unter den japanischen Führern, dass sie sich im Einklang mit den Bewegungen der Zeit befänden ... Der Faschismus formte die Wogen der Epoche, und in Japan wollte man den Zug nicht verpassen.“ (Übersetzung, R.M.)

Der Autor fühlt sich nicht befugt, sein Maß an Pyles geschichtswürdige Erörterungen zu legen, aber sie erscheinen ihm nicht gänzlich frei von Fußangeln. Japans Beispiel lehrt, dass die Fahrtkosten extrem hoch sein können, wenn man in den falschen Zug einsteigt. Seit 1945 hat die japanische Gesellschaft ihr Scherflein zu der ihr eigenen Art der „Vergangenheitsbewältigung“ dargeboten. In Ostasien klagen denn auch nur wenige selbst ernannte Wächter der Geschichte ernsthaft, Japan habe den Preis für seine Visionen einer „großen ostasiatischen Wohlstandssphäre“ nicht gezahlt. Was hingegen vielfach beklagt wird, ist etwas anderes: Ein nicht eben einflussarmer Teil der japanischen Öffentlichkeit wehrt sich bis heute anzuerkennen, dass man überhaupt in den falschen Zug gestiegen sei. Das ist in der Tat „very strange“, wie es in britischen Kriminalgeschichten heißt. Aber die Japaner sind nicht die einzigen, die gelegentlich für Verwunderung sorgen. In einem der periodischen emotionsgeladenen Kommentare des *Free China Journal* vom 13. Mai 1994 – weit jenseits der Gedenkmeile des Yasukuni-Schreins ins Wort gebracht – „denkt es vor sich hin“, gleichsam *pars pro toto* und bis zum gegenwärtigen Tage dumpf querulierend:

„In der Tat haben die Japaner ganz Ostasien brutalisiert. Das erklärt den Aufschrei der Verurteilung unter den Nationen von Südkorea bis Singapur ... Die Asiaten werden nicht zulassen, dass die Japaner die Geschichte umschreiben, und sie haben ein langes Gedächtnis, das sie

davor bewahrt, Japan voreilig zu vergeben ... In der Tat kann sich der Wind in eine andere Richtung drehen, je nachdem, wie unnachgiebig die Chinesen sind. Japan muss sich beeilen und ohne wenn und aber Besserung zeigen wegen seiner vergangenen Sünden in der Region ... Wenn Japan das kommende Jahrhundert überleben will, muss es sich anstrengen, mit den Asiaten ins Reine zu kommen.“

Mon Dieu! Aber dem politischen Establishment in Japan hat man schon viele Vorwürfe gemacht. Zumeist ging es um die ermüdende Kritik, es an klarer langfristiger Führungskraft fehlen zu lassen. Angesichts der ungewöhnlichen nationalen Aufbauleistungen der japanischen Gesellschaft fragt der Autor sich: Führungskraft in welche Richtung, abgesehen von dem Weg, den das Land äußerst erfolgreich eingeschlagen hat? Die Kritik war – im Verlauf von fünf Jahrzehnten – nicht immer falsch, aber selbst (vermeintliche) Wahrheiten nutzen sich ab, wenn man sie im Lautklang ewig gleicher Madrigalen singt. In jüngster Zeit ereifern sich stimmfeste Kritiker sogar, wegen seiner strukturellen Unfähigkeit, Visionen zu entwickeln, müsse man das politische Establishment des Landes für ein „verlorenes Jahrzehnt“ verantwortlich machen. Ginge es nicht auch eine Nummer kleiner? Selbst wenn das Urteil zutreffen sollte, welches wären die Maßstäbe der gelehrten Querelen? (8) Nicht nur der Autor würde es begrüßen, wenn man das wüsste. Die „Bringschuld“ liegt bei den Kritikern.

Benötigt(e) das moderne Japan überhaupt visionäre Politiker? Sagt doch der Spott: Wer Visionen hat, sollte einen Augenarzt aufsuchen! Die meisten politischen Führer in der Gegenwartsgeschichte des Landes haben sich, wenn es darauf ankam, als genügsame *crisis eaters* bewährt. Selten haben sie die Gefahren heruntergespielt, sich aber dennoch – innerhalb ihrer vorgegebenen Welt der „nationalen Fraktionsideologie“ – auf die gebotenen Chancen konzentriert, und das ist der eigentliche Maßstab allen erfolgreichen Krisenmanagements. So schlecht kann es also um das politische Milieu in Japan nicht bestellt sein. (9) Im Nachhinein hat sich eigentlich immer bestätigt, dass die jeweiligen Krisenzeiten die unsichtbaren embryonalen Stadien des weiteren nationalen Aufstiegs verkörperten.

Es wäre ein Gebot der Klugheit und auch des aufgeklärten Eigennutzes, Japan nicht – voreilig und gedanklich unausgereift – „abzuschreiben“. Das Land wird auch weiterhin in den Tumulten der Weltwirtschaft Zeichen setzen, und absolut nicht im unscheinbaren Mittelfeld. Es entspricht wohl dem gegenwärtigen Schick, mit feinsinnigen Diagnosen aufzuwarten, die japanische Gesellschaft leide unter den „Dauerkrämpfen“ ihrer schweren Altlasten (zu angegraut – zu unbeweglich, zu viel soziale Wohlfahrt – nicht hinreichend dissensfähig, zu xenophobisch – zu isoliert, zu süchtig nach Einzigartigkeit – zu ideologisch, etc.), um dann den beliebig konstatierten Verlust der nationalen Dynamik per Krokodilstränen zu beweinen.

Am Fuß der Berge lässt es sich immer leichter atmen als in der großen Höhe, in der Japan seit mehr als zwei Jahrzehnten seinen Platz behauptet. Weiter oben wird die Luft zunehmend dünner, und dorthin müssen die verschiedenen Wirtschaftsgesellschaften Ostasiens, China allen voraus, erst einmal aufsteigen. Erst dann wird man mit angemessenen Urteilen aufwarten können, und erst dann lassen sich sinnvolle Vergleiche ziehen. Bis auf wei-

teres lautet die Devise, für Japan wie für China und die restlichen ostasiatischen Volkswirtschaften, aber auch für westliche Kommentatoren: In der globalen Spitzenklasse herrschen andere Lebensregeln als in der „Ostasienliga“. China ist zweifellos eine hoch dynamische Entwicklungsmacht. Ob es diese Dynamik wahren kann, wenn es – wie viele erwarten und auch der Autor keineswegs negieren will – in die globale Spitzenklasse aufsteigt, ist jedoch noch nicht wirklich ausgemacht. In zehn oder fünfzehn Jahren wissen alle mehr.

VII Ostasien: Etwas mehr als ein Märchenland und Rätsel

Vor nicht einmal vier Jahrzehnten galt Ostasien mit einer Milliarde Bewohnern (heute mehr als zwei Milliarden) als Brackwasser der Weltwirtschaft und Japan als eine einsame Insel der Modernität, weitab der Zentren des Weltgeschehens. Der große schwedische Nationalökonom Gunnar Myrdal prägte die Formel vom „Asian Drama“. *Soft states*, „weiche Staaten“ – per Erblast der Geschichte zu ordnungs- und entwicklungspolitischer Lähmung verurteilt – würden das Zukunftsbild der Region verdunkeln. Nur 25 Jahre später (1993) verkündete die Weltbank ihre Botschaft vom „East Asian Miracle“, von acht ostasiatischen Wunderökonomien, China damals noch außerhalb des analytischen Brennpunkts. Dem Subkontinent sollte eine eigene Studie gewidmet werden.

So schnell können sich die Dinge in der weltwirtschaftlichen Praxis ändern, und so schnell mutiert der international bewunderte Sachverstand zum Irrtum! In der modernen Erkenntnistheorie gelten Irrtümer als *konstitutiv* (dem Erkenntnisfortschritt förderlich, so exkulpiert man gern), aber niemand sollte das Prinzip um des Prinzips willen überdehnen. Das wusste schon Erich Kästner, als er eine seiner vielen ironischen Notizen verfasste: Irrtümer haben ihren Wert, jedoch nur hie' und da. Nicht jeder, der nach Indien fährt, entdeckt Amerika.

Die völlig unerwartete Eruption der Asienkrise 1997-98, genauer: eine existenziell krisenhafte Phase in einigen Ländern der Region, müsste eigentlich zu maßvoller Besinnung anregen, jedenfalls so lange das Gedächtnis reicht. Die weltweiten Standardzahlen hatten das aufziehende Krisengewitter nicht angekündigt, zumindest hatte die Legion der „Wirtschaftsmeteorologen“ die Zeichen ihrer eigenen Zahlen nicht wirklich zu deuten gewusst. Trotzdem (oder gerade deswegen?) zeigt sich der alte Hang zur Asienbewunderung kraftvoll *en vogue*. Überlegenere Optionen existieren nicht, aber schlussendlich gewinnen alle Vorhersagen ihren Wert aus einem biedereren, nicht nur im früheren Ostpreußen geschätzten Lebensgefühl: Ein kleines Etwas ist besser als ein großes Garnichts. Das Etwas bleibt trotzdem klein.

Im hiesigen Zusammenhang heißt das, dass selbst das, was man als Wunder Ostasiens zelebriert, nicht immer vor Unfällen geschützt ist. Nach dem Rausch des *up, up and away* auf der Leiter der Erfolge herrschte Katerstimmung, weil der Leiter von vorne herein einige stabile Sprossen gefehlt hätten, so vermuten nicht wenige skeptische Asiaten, unter ihnen Anwar Ibrahim, einstiger

Vizepremier Malaysias und prominentes Opfer wenig erbaulicher Macht- und Richtungskämpfe: (10)

„Das wirtschaftliche Wachstum Asiens wird vor allem davon abhängen, ob der Kontinent in der Lage ist, das Tempo der weltweiten Verschiebungen in Richtung neuer wirtschaftlicher Gefüge einzuhalten, deren Energie aus dem Kopf und nicht aus der Kraft der Muskeln kommt ... (und ob) Asien danach strebt, eine eigenständige wissenschaftlich-technologische Kultur zu entfalten, und ebenso wird es um die Neugestaltung gegenwärtiger gesellschaftlicher Konstellationen gehen ... Asien muss sich einem Paradigmenwechsel unterziehen.“ (Übersetzung, R.M.)

Anwar Ibrahims Diktum gilt nach wie vor. Bisher haben die meisten ostasiatischen Gesellschaften – ausgenommen Japan und vielleicht auch Taiwan und Korea – nicht den erhofften Beweis erbracht, dass ihr großer geschichtlicher Aufbruch – in China nach einer Leidenszeit von rund 140 Jahren und fünf geschichtlichen Fehlanläufen als „neue historische Etappe“ gepriesen – mehr ist als ein gewaltiger Leerlauf ist. Einzelne japanische Intellektuelle haben sich vor Jahren bemüht gefühlt, sich in diesem Zusammenhang über einen „riesigen materiellen Energieaufwand rund um ein geistiges Vakuum“ zu mockieren, freilich ohne persönlich abträgliche Querverweise, ihr Geltungsbedürfnis lasse sich – eben wegen der besagten Kommoditäten des Leerlaufs – durchaus erfreulich befriedigen.

Grundsätzlich bekräftigen die Vorgänge in Ostasien eine alte Erkenntnis der Schulpsychologie. Das menschliche Bewusstsein vermag seinem eigenen Tempo nicht zu folgen. Es kann seine Umwelt ungleich radikaler und schneller umgestalten als sich selbst. Das gehört zu den Erfahrungen, die man zur Zeit in Ostasien durchleben muss. Ob die Region darunter leidet oder nicht, ist eine andere Frage, aber was definitiv für ihre historische Vitalität spricht, ist: Die bäuerlichen Bevölkerungen in den uns fernen Ländern des Ostens haben seit jeher Misstrauen gegenüber intellektuellen Weissagungen gewahrt und es „intuitiv“ vorgezogen, auf die ihnen eigene Härte des Alltagslebens zu bauen. Allein in China zeugt weit mehr als eine Milliarde Überlebender vom evolutionären Erfolg dieser historischen Rezeptur. Auch in Japan, Korea, Vietnam, Indonesien, Thailand und anderen Orten sind die Menschen nicht weniger lebensstark, nur weniger zahlreich.

Märchenländer sind nicht von dieser Welt. Dennoch haben die unbeirrbar *true believers* der „Weisheit des Ostens“ und die Schüler des *cultural approach* die Ankunft eines alternativen Modells der Moderne eingeläutet. Der Konfuzianismus, mit oder ohne Vorsilbe, mit oder ohne individuelle Vorliebe für diverse – liberale, autoritäre oder sonstige – Strömungen, war plötzlich wieder „in“. Wer hätte es da gewagt, an längst vergangene Zeiten und ihre Irrtümer zu erinnern?

Während der sechziger Jahre des abgelaufenen Jahrhunderts war es für Japanologen, die sich in der Pflicht der Traditionspflege bewährt hatten, kaum mehr denn eine Binsenweisheit, dass der phänomenale Aufstieg Japans nicht zuletzt der gestaltenden Macht großer konfuzianischer Ideale geschuldet sei. Allenfalls einige – zu historischer Exaktheit ermahrende – Schriften zum aristokratischen Ethos der *Samurai* und zu gewissen traditionellen Beständen „protobürgerlichen und handelskapitalistischen Saatgutes“ in der Region von Edô, Japans moderner Me-

tropole Tokyo, wurden noch zu den legitimen Formen der Gelehrsamkeit gezählt.

Das erstaunte den unschuldigen Zeitgenossen, denn in den Nachbarseminaren der Sinologie zeigte man sich damals ebenso fixiert, die konfuzianische Tradition sei nichts anderes als eine gewaltige Barriere allgemeiner Modernisierungsfeindlichkeit. Diese Barriere, mit ihrem sperrigen Beharrungsvermögen von mehr als zwei Jahrtausenden, blockiere im großen chinesischen Kulturkreis die Wege, sich aus der „alles niederdrückenden“ Herrschaft – *yadao yiqie* – einer geistig sterilen Orthodoxie zu befreien. *Sancita simplicitas!*

Waren die Japaner die besseren Konfuzianer? Erst nachdem auch Hongkong, Taiwan, Singapur und Korea mit bahnbrechendem Erfolg den Vormarsch in die Moderne angetreten hatten, avancierte die einstmalige schwere Erblast der Tradition – gleichsam per Handumdrehen – zur paradigmatischen Triebkraft einer den historischen Fortschritt fördernden „großen Harmonie“. Aus antiquiertem Kollektivismus wurde zukunftsgerichtete Gruppendynamik. Die Geburt einer neuen Geheimformel für das rätselhafte Asien!

Dieses Rätsel schloss die amtsideologisch verordneten Kampagnen antikonfuzianischer Propaganda in China und Vietnam, den nordkoreanischen Stalinismus des Ostens, die überwiegend islamisch gefärbten Länder Indonesien und Malaysia, das weitgehend buddhistische Thailand sowie die mehrheitlich christlichen Philippinen in seinen didaktischen Geltungsbereich ein. Dergleichen Marginalien zählten nicht. Wenn andere Argumente nicht fruchteten, konnte man zur Not auf die stets präsenten Überseechinesen zurückgreifen, die bis heute *per acclamationem* durch die Welt der Asienstudien wandeln.

Selbstverständlich war das alles nicht gänzlich falsch, aber musste man es deswegen schon als der Weisheit letzten Schluss feiern? Wie immer man den umstrittenen Sachverhalt bewertet: Nur so lässt sich verstehen, dass auch die Wirtschafts-, Finanz-, Geld- und Währungspolitik in Ostasien plötzlich irgendwie „konfuzianisch“ waren, nicht zuletzt das gesellschaftliche Lebensverständnis. (11) Das – so hat es der Autor empfunden – kam der Entdeckung eines veritablen Museums für Völkerkunde gleich.

Jenseits aller forcierten Visionen, obrigkeitsfreundliche und bedürfnislose Gesellschaften als Zivilisationsideal (wider den „Hedonismus des Westens“?) zu adeln, ist das philosophische Kernstück der konfuzianischen Lehre, das *juste-milieu* von Maß und Mitte – chinesisch: *Zhongyong*, japanisch: *Chuô* – in der Heimat des Konfuzianismus ein „Fremdgut“ geblieben, ein historisch zwar sorgsam gehütetes, aber letztlich dennoch eher figuratives Element inmitten der kulturgeschichtlichen Kulissen. Ist das die östliche Version von des Kaisers Neuen Kleidern? Der Kaiser ist nicht nackt, er besteht nur aus Kleidern. Wer so argumentiert, der setzt sich – das lehrt die Erfahrung – dem modisch betagten Vorwurf aus, er kultiviere eurozentrisches Denken, was auch immer das besagt.

Aber wer so argumentiert, der nimmt das meist geduldig hin, denn er weiß auch, dass das viel bemühte konfuzianische Ideal des *qing guan* (chinesisch) oder *seikan* (japanisch), des unbestechlichen „sauberen Beamten“ – der Topos einer ethisch vorbildlichen Elite – kaum mehr

denn ein letzter idealtypischer Notanker der gesellschaftlichen Tradition ist. Die geschichtliche Realität spricht eine andere Sprache. Die vorherrschende Alltagsweisheit des Ostens lautet: Wenn einer Beamter wird, freut sich die ganze Familie. *Quanjiafu*, „Glück für die ganze Familie“, steht nicht von ungefähr als Standardmenü auf den Speisekarten vieler Chinarestaurants in der gesamten Welt. Wer will – angesichts solch köstlicher Spätlese des Magens – von Korruption sprechen, statt von Brauchtumspflege?

Wem das zu verharmlosend klingt, den bittet der Autor um Pardon. Er ist sich durchaus der unverzagten Unternehmungen der *Political and Economic Risk Consultancy* (Hongkong) und der nimmermüden Anstrengungen der *Transparency International* (Deutschland) bewusst, Jahr für Jahr neue Tabellen der „asiatischen Korruptionsliga“ zu kompilieren. Gleich ob „Post-, Meta-, Groß- oder Kleinkonfuzianer“, sie alle ringen ausdauernd um die Spitzenplätze, und alle anderen – den verschiedenen ostasiatischen Traditionen verbundenen – Erben der Geschichte sind ebenfalls dabei. Auch das ist Asien, wenngleich ohne Rätsel, wie viele Unternehmen *in praxi* zu bestätigen wüssten!

VIII China: Blick auf die Vergangenheit – Zurück in die Zukunft?

Vor drei Jahrzehnten reichten die weltanschaulichen Risse um Chinas Zukunft bis in die Tiefenschichten der Gesellschaft. (12) Damals beriefen sich Deng Xiaoping und seine Gefolgsleute, die heute führenden Repräsentanten des Landes, auf eine uralte Kritik der Konfuzianer an den ewigen Weltverbesserern (*Xunzi wan sui* – Meister Xun lebe zehntausend Jahre!):

„Egal ob es um das ganze Reich geht oder nur um ein Land, bei 'M' müssen alle grobe Kleidung tragen und sich mit minderwertigem Essen begnügen. Es herrscht überall Trostlosigkeit, und die Kunst ist vernichtet. Das Ergebnis ist ein widernatürlicher Mangel...Die Wurzeln des Volkes sind gekappt und die Quellen versiegt.. Das Reich ist wie verdorrt.“

„M“ war der frühe chinesische Philosoph *Modi*, seit mehr als zwei Jahrtausenden einer der „Watschenmänner“ im Hauptstrom der chinesischen Geistesgeschichte, aber jedermann wusste, dass nicht dieser, sondern ein anderer „M“ gemeint war, und mit ihm die gesamte, den Hunger preisende Lyrik der Revolution. In späteren Jahren – im Status des *Zhuren* etabliert, des Chefs aller Chefs – fielen Dengs Urteile über die chronischen Ideologen in der Parteistaatsführung wesentlich unphilosophischer aus. Sie seien „menschliche Fossilien“, „weiße Knochengespenster“, „taube Eier“ und sprachlich der bäuerlichen Welt besonders verpflichtet: „Das sind Leute, die die Latrine besetzen, ohne zu scheissen“. Das Urteil der Wirklichkeit gab ihm überwältigend Recht. Chinas Bauern werden auch in Zukunft unter den Tücken des Mehltaus und des Getreiderostes leiden, aber nicht unter den Freuden des dialektischen Materialismus.

In der Zwischenzeit hat das Land seine Ernten nahe-

zu verdreifacht. Es lebe der neue Geist in China! Wie ist der neue Geist? Wie der alte: Peitsche nie den schnellen Büffel! Geklagt wird natürlich trotzdem. Spricht das für oder gegen die „transkulturelle Natur“ des Menschen? Das ist nicht nur sarkastisch gemeint. Vor nicht einmal 40 Jahren sind in China Tausende von Akademikern und andere denkende Zeitgenossen in den so genannten Um-erziehungslagern des Landes „verschwunden“, häufig für immer, nur weil sie offen zu behaupten wagten, es gebe eine allgemeine „menschliche Natur“, *renxing*, unabhängig von Kulturen, Nationen und Klassen. Damit hatten sie sich in den vernichtenden ideologischen Auseinandersetzungen des „Zwei-Linien-Kampfes“ um die Zukunft Chinas des „konterrevolutionären Denkens“ schuldig gemacht. Wer weiß das heute noch außerhalb Chinas?

Schwer ist es, komplexen geschichtlichen Vorgängen gerecht zu werden. Nicht zuletzt deswegen haben Etikette ihre Berechtigung. Für das heutige China und seine Milliardengesellschaft gilt: Die Revolution hat den Glanz verloren. Die beiden letzten Jahrzehnte sind die erfolgreichste Zeit seit dem Niedergang der traditionellen imperialen Ordnung. Das beweist die Bilanz der materiellen Leistungen. Es erfolgte ein deutlicher Abbau der absoluten Armut von gut 300 Mio. Menschen auf rund 100 Millionen. Auf zehn oder zwanzig Millionen mehr oder weniger will sich in China niemand festlegen.

Fast alle Erwerbstätigen haben erhebliche Einkommenszuwächse zu verzeichnen, selbst diejenigen, die sich als Verlierer der Reformen fühlen, aber gerade die Klagen der so genannten Verlierer lassen hoffen, dass es in China – zumindest tendenziell – deutlich aufwärts geht. Nur im großen Elend misst der Mensch sein Dasein an den Chancen, mit seiner Familie oder wenigstens in eigener Person zu überleben. Ansonsten neigt er eher dazu, sich mit dem Nachbarn zu vergleichen. Welche Rolle spielt es, dass es ihm heute besser geht als in der Vergangenheit, wenn der früher unter ihm rangierende Mann von nebenan noch erfolgreicher abschneidet, und das doch völlig „sittenwidrig“, wie sich von selbst versteht!

Es wurden 180 Mio. neue Arbeitsplätze (netto) geschaffen, eine weltweit einmalige und unvergleichliche Erfolgsgeschichte, wenngleich bei weitem immer noch nicht hinreichend. Während der nächsten zwei, drei Jahrzehnte geht es (wiederum netto) um weitere 200 Mio. Arbeitsplätze, d.h. angesichts des zu erwartenden Verlustes vieler alter Beschäftigungsmöglichkeiten um rund 300 Millionen neu zu schaffende Angebote. (13) Das ist der Preis, den China für seine Größe zahlt.

Die Liste der materiellen Erfolgsmeldungen ließe sich durchaus verlängern, was in vielen akademischen Exponaten immer wieder beglaubigt wird, aber auch politisch und geistig ist das Land heute sichtlich offener, d.h. trotz aller autoritären „Herrschaftsreflexe“ moderner, transparenter und gesetzlich berechenbarer als vor ein oder zwei Jahrzehnten. Die Kritik, trotz allem unverzagt ihr Feld beackernd, entzündet sich nicht selten an den eigenen gesinnungsethischen Prinzipien, weniger an der Bilanz der zögerlichen, aber dennoch Tendenz anzeigenden Veränderungen in China.

IX Chinas Gegenwart: Vom Wert der Geschichte

Tiananmen am 4. Juni 1989 – in Umkehr von Tag und Monat *liu si*, „Sechs Vier“, genannt – ist ein Tabu, aber ein Tabu mit elementaren unterschweligen Nachwirkungen auf beiden Seiten, auf Seiten der Opfer wie der Herrschenden, und nicht zum Nachteil des Landes. In einem der vielen in China verfassten Internetkommentare hieß es kürzlich, der schmerzliche Tag stehe „wie ein Elefant im Zimmer“, und er sei „immer da, auch wenn niemand offen über ihn spricht“. Die Empfindungen der Opfer, der Väter und Mütter, die ihre Kinder betrauern, weil tot oder „verschwunden“, verstehen sich von selbst, aber auch unter den Herrschenden will in der historischen Heimat der *rujia*, im idyllischen „Hain der sanften Gelehrten“, niemand – es sei denn unter dem Druck äußerster Not – das beschämende Schicksal tragen, ein *yemanren* zu sein, ein „unkultivierter Barbar“. Diesem Schicksal kann vielleicht nur einer nicht entgehen: Der direkt verantwortlich gemachte „Regisseur“ Li Peng. An ihm haftet das Odium des tragischen Tages.

Alle wissen, hoffen oder fürchten, dass das letzte *suan zhang*, die „Begleichung der Rechnungen“, noch aussteht. Ohne zynisch klingen zu wollen: Die Opfer waren nur in der Minderzahl Bauernsöhne oder -töchter aus den Hinterlandprovinzen. Für die Eltern war das schmerzlich. Für die Eliten des Landes wäre es unter anderen Umständen zu „verschmerzen“ gewesen. Aber in der Mehrzahl starben Kinder aus den Familien der städtischen Elite, junge Angehörige bis in die Spitzen der Politik hinein. Solche „Tage des Blutzolls“ der Eliten hat es in der chinesischen Geschichte des Öfteren gegeben. Das erste Mal, dass unter der gelehrten Jugend ein ähnlich hohes Opfer für das „öffentliche Wohl“ gefordert wurde, so weit die Annalen des Kaiserreichs uns Auskunft geben, fällt in die Zeit des Niedergangs der großen Dynastie der *Song*. Das ist über 800 Jahre her, und dennoch wird des *dies irae* bis heute gedacht. Auch das ist gelebte Geschichte, vor allem im chinesischen Kulturkreis.

Geschichte ist immer lebenswichtig, ohne wenn und aber, nicht nur in China. Das zählbeige ideologische *Status quo*-Denken hat die Kraft des historischen Stillstands eingebüßt. Der Zoll war hoch, aber er wurde bezahlt. Das Land will den Wandel, und es will ihn um fast jeden Preis, denn die Kosten des Wandels, das spürt man aufgrund der leidvollen Erfahrungen, sind niemals so hoch wie die Kosten der gesellschaftlichen Stagnation. Alle ideologisch-bürokratischen Entwicklungsoptionen sind ebenso grotesk wie vernichtend „durchgetestet“ worden. Alle versanken in katastrophalen wirtschaftlichen, also qualvollen menschlichen Niederungen. Das verleiht der Gegenwart ihren beeindruckenden Schwung. Wird der Glauben enttäuscht, bricht sich pragmatisches Denken Bahn!

30 Mio. Arbeitslose und 120 Millionen Wanderarbeiter – ungewollte, aber letztlich wohl nicht umgehbare späte Wirkung der reformpolitischen Demontage der staatlichen Wirtschaftsdomäne und des ebenso zwingenden Umbruchs in der Landwirtschaft – sind kein wahres Ruhmesblatt. Sie sorgen innerhalb der politischen Führung für massive Befürchtungen und Dispute, und sie bieten vie-

len fleißigen Studenten die Gelegenheit, lobenswerte Seminararbeiten zu verfassen. Aber wie sah es denn vor wenig mehr als drei Jahrzehnten aus? Im Widerschein der Vergangenheit wirken die Probleme der Gegenwart ausgesprochen konventionell. Es erstaunt den Autor stets aufs Neue, wie kurz das Gedächtnis vieler Zeitgenossen ist.

Außerdem – und das ist für die Beurteilung der Zukunftsaussichten des Landes wichtig – zeugt die chinesische Gesellschaft vom Beispiel einer ungewöhnlichen Stärke, wenn es um die Überwindung von Problemen geht oder – was in der Praxis noch ausschlaggebender scheint – um die Leidensfähigkeit, die Lasten zu ertragen. Unzufriedenheit hier oder da: Nur wenige würden es heute vorziehen, zu den 30 Mio. Hungertoten und Elendsopfern vergangener revolutionärer *Grandeur* zu zählen, zu den bloßen Fußnoten in den Werken kommender Historiker. Aller – gewiss nicht belanglosen – Kritik zum Trotz: Einer Milliarde Chinesen wurde die Lebensangst genommen, neue sozialistische Menschen werden zu müssen. Chinas Jugend wird entscheiden, ob das genügt oder nicht.

Annähernd 600.000 Chinesen haben seit 1979, dem Beginn der neuen historischen Etappe, im (westlichen) Ausland studiert, darunter mehr als 90% mit dem Erwerb eines Magister- oder Dokortitels, gut die Hälfte in den USA, dahinter nahezu gleichauf Großbritannien und Deutschland, weit vor Japan. (Schrecken PISA-Studien in China denn überhaupt nicht ab?) 600.000 Lernwillige, das ist eine um vieles größere Zahl, als irgendein anderes Land verzeichnet, ein stolzes Spiegelbild der ältesten Lerntradition der Welt. Wenn sich Lernen wirklich lohnt, dann wird nirgendwo so „gnadenlos“ gelernt wie in Ostasien, insbesondere in China. Davon legen viele Jahrhunderte Zeugnis ab, nicht nur die beiden letzten Jahrzehnte.

„Learning from the West“ ist das heutige chinesische Motto, so lange man etwas von ihm lernen kann, so wie es schon der Leitsatz anderer ostasiatischer Gesellschaften in der jüngeren Vergangenheit gewesen ist. Was haben diese vielen Menschen gelernt, im Kopf und in der Seele? Sind westliche Gesellschaftsideale – einschließlich der nicht immer segensreichen Erfahrungen, wenn diese Ideale der Praxis anheim fallen – tatsächlich mächtig und überzeugend, so wie es sich nicht wenige, auch der Autor, wünschen? Niemand weiß es, zumindest bis heute nicht!

Selbst unter den nicht eben wenigen Chinesen, die gegenüber dem politischen Regime Distanz demonstrieren, werden häufig Argumente der „Flucht“ vor dem historischen Dilemma gesucht. China benötige – um seiner Zukunftsfähigkeit willen – vor allem ein Klima der Stabilität, *wending*, eine von verlässlichen Sicherheiten geprägte Ordnung. Japans weithin bekannte „Ordnungsliebe“ aber wird in diesem Zusammenhang von niemandem ernsthaft in Erwägung gezogen, was von der tiefen Macht „tradierter Emotionen“ zeugt. Die Seele ist kein Rechenbrett. Von Japan lernen, heißt „???“. Niemand vollendet den Gedanken, jedenfalls nicht, um sich dem Urteil der chinesischen Öffentlichkeit auszusetzen. Uneingestandenes Wunschbild scheint für viele eher der „ordnungsintensive“ Stadtstaat Singapur zu sein, eine Gesellschaft ohne Dörfer, deren politischer Führungskader in der demonstrativen Überzeugung lebt, ein gelungenes asiatisches Wertmaß für *good governance* entwickelt zu haben. Wenn das verwunderlich scheint: So sind sie eben, die meisten chinesischen

Kritiker, hingebungsvolle „Stadtmenschen“, fern der unendlich scheinenden Zahl der heimischen Dörfer!

Die Demokratie nach westlicher Art sei vielleicht lobenswert, aber sie berge auch das schwere Risiko, ein immer drohendes gesellschaftliches „Chaos“ auszulösen, ein – unter dem Schlagwort *luanziguan* gehegtes – Argument, das zwar nicht völlig überzeugend wirkt, aber angesichts der schweren Traumata in der jüngeren chinesischen Geschichte auch nicht gänzlich unglaubwürdig ist. Das sehen die „Landsleute“ auf Taiwan heute anders. Ihre pluralistische Ordnung, die „erste chinesische Demokratie“, habe den großartigen Beweis geführt, hinreichend attraktiv und lebensfähig zu sein. Auch *money politics* werde daran nichts ändern, und Entartungen habe es schließlich vorher auch gegeben. Letztlich sei das nicht viel mehr als die „Rache der Reaktion“.

Was jedoch wirklich zählt: In Taiwan, dem Gefilde für *wenhua fuxing*, „kulturelle Renaissance“, habe die „blaue Kultur“, die maritime südliche Linie der chinesischen Geistestradiation, historisch erstmals die Oberhand gewonnen im Kampf mit der „gelben Kultur“, der inländischen nördlichen Welt des orthodoxen Denkprimates. Die tausendjährige Despotie, so hofft man in Taipei und Gaoxiong, sei in *Haiyang Zhongguo*, im maritimen China, nunmehr Teil einer überwundenen Vergangenheit. Auf dem ungleich größeren Festland jedoch sind die Angehörigen der – graduell im Werden begriffenen – politischen Gesellschaft mehrheitlich (noch?) nicht bereit, der „Taiwan-Erfahrung“ eine Chance zu geben. Gesinnungsethisch zu beklagen, aber verantwortungsethisch zu verzeihen! So sieht es der Autor. Auch „mächtige Menschenrechtskeulen“ können, zur Unzeit geschwungen, gesellschaftliche Trümmer hinterlassen. Etwas ratlos lässt es sich verstehen, wie ein fast vergessener deutscher Aphorismus in die Welt getreten ist: Selten geschieht, was das Volk will, noch seltener, was es wollen sollte.

X Ostasiens „Drang nach vorn“: Wer fordert wen heraus?

Trotz aller schweren Grundlasten ist Ostasien – auf dem global ausgelegten „Schachbrett“ die japanische Wirtschaftsmacht, die chinesische Gesellschaft im Aufbruch und mehrere *emerging economies* der ASEAN – zweifellos eine Großregion mit gewaltiger industrieller Leistungsfähigkeit. Seit Jahren lehren die dynamischen Spieler die etablierten Unternehmensführungen im Westen das sprichwörtliche Fürchten. Zugleich jedoch zeugen die finanzwirtschaftlichen Sektoren der ostasiatischen Länder – China und selbst Japan nicht ausgenommen – von einem Mangel an globaler Entwicklungsreife.

Das ist eine der schmerzvollen Lehren, die man in der Region aus der eigenen Krise 1997-98 ziehen musste. Zuvor hatten die ostasiatischen Regierungen und ihre „flachen Finanzzentren“ die Dimensionen der Herausforderung, die gravierenden Trends der Globalisierung, nicht hinreichend einzuschätzen gewusst, im Falle der japanischen Finanzwelt ziemlich sonderbar. Dort hätte man es eigentlich besser wissen müssen. Vielleicht hatte man sich zu sehr von der verführerischen Vorstellung blenden las-

sen, bald *Daiichi*, die „Nummer eins“, zu werden. So etwas geht selten gut, wie schon viele andere erfahren mussten.

Die Welt des „euphorischen Globalismus“ begünstigte dem Schein nach, woran man sich mit Vorliebe – und nicht ohne Hang zum Bramarbasieren – gewöhnt hatte, immer mehr Waren in den Westen zu exportieren und Investitionen aus dem Westen anzuwerben. Welch folgeschwerer Irrtum! Seit 1997-98 navigiert man im Windschatten des harten Wissens, dass es überlegener finanzpolitischer und unternehmerischer Kompetenz bedarf, im medialen Jargon *deepening of financial institutions* genannt. Ansonsten kommt es nicht zur Deregulierung der Wirtschaft, sondern zum *dérèglement* der Gesellschaft, zur Zersetzung der gewohnten Ordnungsformen.

Seither heißt es in der Region: „Institutions first, policies later“, was außerhalb der behaglichen Kemenaten der Weltbank, des Internationalen Währungsfonds und anderer vergleichbarer Organisationen nur wenige befremdet. (14) Heute stehen alle Beteiligten – in Ostasien wie im Westen – vor der Frage, was man aus den (rund 600 Mrd. US\$ an Vermögen und Leistungsbeständen) vernichtenden Turbulenzen der jüngeren Vergangenheit gelernt hat, und alle warten auf eine sinnvolle Antwort jenseits aller wohlfeilen „Last-Minute-Analysen“.

Die finanzwirtschaftlichen Defizite in Ostasien deuten nicht gerade überzeugend auf eine Weltregion hin, die sich ihrer globalen Geltung wirklich sicher fühlt, und Auswege existieren nicht, falls die ostasiatischen Volkswirtschaften unerwünschten Bruchlandungen entgehen wollen. Damit erledigt sich mutmaßlich auch eine der von Zeit zu Zeit herumgeisternden Sorgen wie von selbst: Was würde passieren, wenn die ostasiatischen *Financiers* ihre gigantischen Kapitaleinsätze aus dem Westen, insbesondere aus den USA, rückforderten? Die Replik: Sie können es nicht, jedenfalls nicht kurz- oder mittelfristig, wenn sie nicht selbst in den Abgrund stürzen wollen, denn mittels der gewaltigen alljährlichen Transfers *alimentieren* sie – indirekt – einen nicht unwesentlichen Teil ihrer eigenen Ausfuhren nach Nordamerika.

Irgendjemand muss schließlich die „Kompensationsleistungen“ für das dauerhafte Phänomen der defizitären US-Bilanzen erbringen, oder nicht? Andererseits: Wo bleiben da die ansonsten so strikten Sanktionsandrohungen der zuständigen internationalen Organisationen? Stattdessen begegnet man eher „müden Sprüchen“ nach dem Motto: Schön ist die US-Braut nicht, aber heiraten muss man sie trotzdem. So wird man die Verantwortlichen in Beijing, Seoul, Bangkok, Kuala Lumpur und Jakarta sowie in anderen Hauptstädten der ostasiatischen Region niemals überzeugen, dass nicht mit zweierlei Maßstab gemessen wird. Das aber wäre mehr als wichtig für die „kooperative Zukunft“ der Welt!

Solange keine vollwertige ostasiatische Währungsgemeinschaft ins globale Leben tritt, als weltweit überzeugender Ausdruck des Willens und der Fähigkeit der dortigen Wirtschaftswelt, eine relativ eigenständige regionale *financial community* zu fördern, wird sich an den heutigen „Fehlbeständen“ wenig ändern, gleich wie imaginativ sich die immer klugen Kommentatoren der Zukunft über diverse Zukunftsbilder auszulassen belieben. Noch scheinen die Hindernisse gewaltig. *Monetary regionalism* – der politischen Tat nach, nicht nur als mediale Kreation –

wäre die grundlegende *conditio sine qua non*, um die Wege einer neuen regionalen wie globalen Zukunft zu planen.

Diese Bedingung ist nicht erfüllt, aber das zu bemängeln, erlaubt nicht, die Augen vor der Zukunft zu verschließen. Die gegenwärtigen Schiefstände können nicht von Dauer sein. Man kann bestenfalls von einem „Interregnum“ sprechen, wenn man den Ausdruck Fehlentwicklung meiden möchte. Die einen können es (noch) nicht, und die anderen wollen es nicht. Aber ist – so lautet im Hinblick auf die kommenden ein oder zwei Jahrzehnte die wohl alles entscheidende Frage – hinreichend Zeit gegeben, sich auf die notwendigen Umbrüche einzustellen und die „Transformationspfade“ zu kartographieren? Das heißt, die entscheidende Zeit, um sich an die Szenarien des Wandels zu gewöhnen, an Wege, die für alle Beteiligten positiv herausfordernd sind? Zeit ist bisweilen wichtiger als Prinzipien!

Das leidige Thema würde überhaupt nicht aufgeworfen, wenn es nicht auf beiden Seiten des Pazifiks – Nordamerika wie Ostasien – zur stillen Dimension der nahezu regelmäßig aufflammenden wirtschaftlichen Dispute gehörte. Wann wird es zu einem periodisch befürchteten *economic warfare* kommen? Alle Beteiligten unterliegen der zwanghaften Neigung, sich notorisch benachteiligt zu fühlen, sich dem Druck anderer Staaten bzw. deren unfairen wirtschaftlichen wie politischen Praktiken beugen zu müssen. Abstoßende protektionistische Politik betreibt immer nur die andere Seite! Man selbst sei doch definitiv den sauberen Geboten des *open regionalism* verpflichtet, und wie!

Wer will da noch der naiven Illusion zum Opfer fallen, in Japan, China und anderen Ländern Ostasiens werde man sich, da in der Zwischenzeit alle Akteure – nach zähen Verhandlungsritualen – Mitglieder der Welthandelsorganisation (WTO) sind, an die westliche (genauer: angloamerikanische) Interpretation des internationalen Regelwerkes halten? Vielleicht einige Wirtschaftstheoretiker, und selbst unter ihnen außerhalb der anheimelnden Seminarräume nur die besonders Weltfremden! Auf nordamerikanisch-westlicher Seite lautet die immer gleiche Forderung: *You must stick to the rules!* Auf der anderen Seite des Pazifiks schallt das immer gleiche Echo: Wir haben die Regeln nicht gemacht. Lasst uns bessere Regeln machen! Besser für wen?

Die globale Wirtschaftsordnung hat ihre heutige Gestalt im schäumenden Kielwasser historischer Abläufe gewonnen. Sie ist kein „Gott aus der Theatermaschine“. Eben deshalb ist sie auch keine Veranstaltung des unbefleckten neoliberalen Marktverkehrs, sondern ein verschränktes *mixtum compositum* aus Marktmacht und politischer Macht. *Quod licet Jovi, non licet bovi!* Eigentlich sollte auch der Umkehrschluss gelten: Für einen Jupiter gehört es sich nicht, Dinge zu tun, die sich der Ochse leisten darf. Nicht zuletzt weil das *de facto* anders aussieht, schaukeln sich immer wieder – latent oder offen – die üblichen emotionalen Debatten auf. Niemand hat bisher überzeugend vorzuschlagen gewusst, ob und wie man das beenden sollte.

Wem gehört die Zukunft der Welt? Wird das laufende Jahrhundert zum asiatischen Jahrhundert? Die Zeiten, in denen sich Europa als „Hirn der Welt“ gerieren durfte, seien endgültig vorbei, so drängt es die „Stimmen Asiens“, die unbefriedigten Statusbedürfnisse zu unterfüttern, und

das nicht immer nur mittels puren Wunschdenkens. (15) Man könnte Gefühlslagen der beschriebenen Art jederzeit übergehen, als seelisch verständlich oder als geschichtlich nicht seltene Ausdrucksform gesellschaftlicher *Parvenu*-Bedürfnisse, aber es bleibt ein Stachel, und einer derjenigen, der ihn Anfang 1995 eingepflanzt hat, ist Kishore Mahbubani, prominenter Diplomat und Denker aus Singapur, Südostasiens *global city*. Um Missverständnisse zu vermeiden, Mahbubani hatte – um des diplomatischen Vorteils willen? – durchaus konzedierte, ein Rückzug des Westens würde nicht überall begrüßt werden, denn es gebe „noch keinen Ersatz für westliche, insbesondere amerikanische Vorherrschaft“. Ein „westlicher Rückzug könnte mindestens ebenso viel Schaden anrichten wie westliche Dominanz“. Die westliche Präsenz habe bisher unter „dem Zeichen einer bemerkenswerten Hilfsbereitschaft“ gestanden. Er wolle sich nicht ausmalen, „wie die Welt aussehen würde, wenn Nazideutschland oder Stalins Russland in den ‚Bürgerkriegen des Westens‘ im 20. Jahrhundert triumphiert hätten“. Merke: Nicht „Weltkriege“, sondern „Bürgerkriege des Westens“! So unterschiedlich können historische Perspektiven sein. Vielleicht ist das viel zitierte *global village* unserer Zeit doch wesentlich verschachtelter, als es den Sehgewohnheiten in Brüssel oder auch Berlin, London, Paris und Washington entspricht. Mahbubani sagt: (16)

„Für Europäer oder Nordamerikaner ist es schwierig, die große Tragweite der seelischen Revolution in Ostasien zu begreifen, weil sie nicht in die Köpfe der Ostasiaten eindringen können. Ihre Köpfe sind niemals in den Kolonialismus eingetaucht worden. Sie mussten niemals mit der tief waltenden Annahme kämpfen, dass sie vielleicht nur zweitklassige menschliche Wesen seien, niemals gut genug, um nach oben zu kommen. Das wachsende Bewusstsein der Ostasiaten, dass sie alles ebenso gut, wenn nicht besser können als andere Kulturen, hat zu einer Explosion ihres Selbstvertrauens geführt.“ (Übersetzung, R.M.)

In jüngster Zeit hat Mahbubani seinen weltweiten Rundblick in die asiatische Zukunft schweifen lassen, was nach mehreren öffentlichen „Gedankenritten“ seines Ex-Ministerpräsidenten Goh nicht völlig überraschend kommt. *His Master's Voice* hält es für ausgemacht: (17)

„Die Zukunft Asiens ist jetzt. Weltweit zeigt sich ein wachsendes Bewusstsein, dass das 21. Jahrhundert ein asiatisches Jahrhundert wird. Viele seit langem schlafende Gesellschaften in Asien fordern ihren Platz und ihr Gewicht in der Welt ein. In der Tat hat die restliche Welt begonnen, sich auf die tektonischen Verschiebungen in den Weltangelegenheiten einzustellen ... Wenn die Asiaten nicht beginnen, darüber nachzudenken, in welche Richtung sich die Welt bewegen soll, dann leisten sie der Welt wahrlich keinen Gefallen. Die Welt erwartet von Asien, dass es eine geistige und moralische Führerschaft übernimmt.“ (Übersetzung, R.M.)

Mit der provokanten Frage – „Can Europe Survive the Pacific Century?“ – rief das bekannte französische Asienforschungszentrum INSEAD vor gut zwei Jahrzehnten erstmals zu einer, wie ich es selbst lobte, großen Debatte über die Ordnung der Welt von morgen auf. Es war die Zeit, als André Glucksmann, einer der begnadeten *maitre penseurs* westlich des Rheins, die Macht der Dummheit („La Bêtise“) beklagte und vor der Gefahr einer tödlichen Verkalkung des alten Kontinents warnte: „Die Stagnation stellt sich ein, während ein anderes, dynamischeres – weil

ärmeres und jüngerer – Zentrum die Führung und schließlich die Schaltstellen an sich reißt“. So viel scheint an dieser Befürchtung realistisch zu sein, bisher zumindest: Wohlhabende Gesellschaften wollen, dass die Dinge so bleiben, wie sie sind. Warum auch nicht! Arme Gesellschaften wollen, dass sie sich ändern. Ebenfalls warum auch nicht!

Das muss kein unauflöslicher Widerspruch sein. Ein stetig wachsender Fundus an wissenschaftlichen „Spieltheorien“ scheint eine Reihe möglicher Auswege zu ebnet. So genannte Null-Summen-Spiele, in deren Verlauf der Gewinn des einen Spielers zwangsläufig den Verlust des oder der anderen Spieler zur Folge hat bzw. voraussetzt, herrschen außerhalb der verborgenen Welt des Glücksspiels selten vor. In der großen realen Welt geht es vielmehr um „Win-Win-Spiele“. Alle Akteure können gewinnen. Letzten Endes kommt es darauf an, den eigenen Gewinn, nur weil er – tatsächlich oder dem subjektiven Empfinden nach – im Vergleich zu den Gegenspielern geringfügig ausfällt, nicht als Verlust wahrzunehmen, mit den entsprechenden negativen Folgen für alle Betroffenen. Die große amerikanische Historikerin Barbara Tuchman hat in einem ihrer beneidenswerten Werke („The March of Folly – From Troy to Vietnam“, 1984) die Äonen widerstehende „Torheit der Regierenden“ beschrieben und nachzuzeichnen gewusst, warum das nicht einfach ist, aber möglich ist es dennoch.

XI Die Welt der Sicherheitstheorien: Ist die Praxis wichtig?

Der begnadete englische Philosoph Lord Bertrand Russell hat in seiner unübertroffenen „History of Western Philosophy“ alles gesagt, was notwendig scheint, um die Macht des menschlichen Sehens nach theoretischem Denken zu begreifen:

„The changes in the meanings of words are often very instructive ... I want to speak about the word theory. This was originally an Orphic word, which Conford interprets as ‘passionate sympathetic contemplation’. In this state, he says, ‘The spectator is identified with the suffering of God, dies in his death, and rises again in his new birth’. For Pythagoras, the ‘passionate sympathetic contemplation’ was intellectual, and issued in mathematical knowledge. In this way, through Pythagoreanism, theory gradually acquired its modern meaning; but for all who were inspired by Pythagoras it retained an element of ecstatic revelation. To those who have reluctantly learnt a little mathematics in school this may seem strange; but to those who have experienced the intoxicating delight of sudden understanding ... the Pythagorean view will seem completely natural even if untrue.“

Warum das so ist, lässt sich leicht verstehen. Der empirische Denker sei, laut Russell, „the slave of his material“, aber der wahre Theoretiker ist „like the musician, a free creator of his world of ordered beauty“. Was die „Sklaven des Materials“ angeht, so kann von „geordneter Schönheit“ leider nicht die Rede sein. Vom Campus der Debatten lässt sich nur vermelden: Im Westen wie im Osten nichts Neues! Nach wie vor gilt, so ein Thesenpapier des 1990 gegründeten *OECD-Forum for the Future*: Die pazifisch-asiatische Region werde angesichts ihres Mangels an kultureller, historischer, politischer und

wirtschaftlicher Homogenität ein wesentlich größeres wirtschaftliches Gewicht benötigen als die westliche „Werteregion“ am nördlichen Atlantik, um als neues Gravitationszentrum der Weltwirtschaft (und der Weltpolitik) zu reifen und einen global dominierenden Einfluss auszuüben. Es fehle an hinreichender Ordnungssicherheit, d.h. an Orientierungs- und Realisierungssicherheit für Politik und Wirtschaft.

Auf jeden Fall ist ein erheblicher politischer wie gesellschaftlicher Energieaufwand erforderlich, um die flottierenden Konfliktmassen der Region einzudämmen. Die ernüchternde Einschätzung mag zutreffen, und es fällt nicht leicht, sich widersinnig zu versteifen. (18) Dennoch hat die ostasiatische „Medaille“ wie alle Medaillen eine Kehrseite, eine optimistisch stimmende Note. Es kommt nicht von ungefähr, dass alle Welt vom „Wunder Ostasiens“ spricht. Allerdings müsste der wahre Ort des immer wieder besungenen Mirakels in der Nähe von zwei bislang nur unzulänglich anerkannten Fundstellen eruiert werden.

Erstens sind in Ostasien bisher – definitiv im Unterschied zu den meisten anderen Weltregionen und entgegen vielen („orphischen“) Erwartungen – keine politischen Seebeben oder Flächenbrände zu verzeichnen, die die ehrgeizigen regionalen Entwicklungsprojektionen in eine massive Schiefelage bringen könnten, weder innerhalb der einzelnen Staaten noch zwischen ihnen. (19) Diese mithin erworbene stabilitätspolitische Kompetenz – im Einzugsbereich Chinas *heping yu fazhan* (Frieden und Entwicklung) genannt, um von dort als „peace and development“ in den westlichen Sprachgebrauch einzugehen – gewährt der Region relativ stabile Konturen, jedenfalls hinreichend stabil, um die internationale Wirtschaftswelt zu überzeugen.

Dennoch ist dieses Urteil keineswegs unumstritten. Vor allem findet es in den Reihen der sicherheitstheoretischen Experten nicht immer den erhofften Beifall, ob sie nun zur „pythagoreischen Schule“ gehören oder nicht. Das beweist nebenbei, wie unterschiedlich die Beurteilungen von Sicherheitstheoretikern und das praktische Verhalten von internationalen Investoren ausfallen können. Auf welcher Seite der größere Realismus herrscht, ist eine andere Frage. Für die Investoren gibt es neben der eigenen Rechnungsführung nachwaltende Statistiken, für die Theoretiker den mehr oder weniger dezenten Mantel des Schweigens. François Heisbourg, einer der ausdrucksstarken Sicherheitstheoretiker in Europa, hält selbst das folgende „Implosionsszenario“ nicht für völlig ausgeschlossen: (20)

„Schnelles wirtschaftliches Wachstum versorgt die Nationalstaaten mit den notwendigen militärischen Mitteln und führt zu politischen Ambitionen, nationale Sonderinteressen zu verfolgen oder ungeklärte Spannungen und Konflikte gewaltsam zu lösen. Dies wäre die asiatische Version des ‘August 1914’, als die Stärke, der Einfluss und die Unabhängigkeit europäischer Nationalstaaten zu einer katastrophalen Implosion führten. Wie wahrscheinlich eine solche Entwicklung ist, hängt weitgehend von einem Faktor ab, den die Region selbst nicht kontrollieren kann. Es wird darauf ankommen, ob die Vereinigten Staaten in der Region verbleiben und so intraregionale Konflikte politisch und strategisch beschwichtigen können.“

Was darf man darauf entgegnen, ohne unnötig *diskordant* zu scheinen? Geht es hier um eine keineswegs selte-

ne Erscheinung in der Welt der Theorie, eine *déformation professionnelle*? Bei allem kollegialen Respekt: Keinen „anspruchsvollen Konflikt“ entdecken zu können, wäre für Sicherheitstheoretiker ein wohl nur schwer zu tragendes Los. Aber nach Ansicht des Autors haben sich Szenarien à la Heisbourg zwar Pluspunkte für ihren intellektuellen „Spannungsgehalt“ verdient, jedoch nicht für einen hohen Grad an Realitätsnähe. Die Existenz dynamischer Nationalstaaten mit „politischen Ambitionen“ und „nationalen Sonderinteressen“ stellt zweifellos eine bemerkenswerte Parallele zwischen Ostasien 2004 und Europa 1914 dar, aber damit erschöpfen sich die fatalen potenziellen Gemeinsamkeiten.

Das ist eine bei weitem zu schmale Basis für ein wirklich überzeugungswürdiges Szenario. Denn erstens existiert heute eine Reihe multilateraler Organisationen (und das ja nicht von ungefähr), in denen globale Konfliktpotenziale einer permanenten „Entschärfungsarbeit“ unterliegen, wenngleich bei weitem nicht immer völlig erfolgreich. Aber in der Regel reicht das aus, um zu verhindern, dass einzelne Konflikte der politischen Kontrollfähigkeit der Akteure entgleiten. Zweitens zeugt es von einer (dem Autor fremden) pessimistischen Weltsicht, wenn auch nur um eines Szenarios willen assoziiert wird, die Menschheit habe aus der „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts nichts gelernt, jedenfalls nicht genug gelernt, um gegen eine Zweitaufgabe der gleichen katastrophalen Fehlleistungen gefeit zu sein. Drittens waren sich die europäischen Eliten, damals das „Hirn der Welt“ (Paul Valéry), vor 1914 zu keinem Zeitpunkt der gewaltigen Zerstörungskraft bewusst, die die militärisch-industrielle Technologie zu jener Zeit erreicht hatte.

„Whatever happens, we have got the Maxim gun and they have not“, so hieß es voll eitler Selbstzufriedenheit, wenn eine Kompanie weißer Soldaten 10.000 Eingeborene mittels der neu erfundenen Maschinengewehre niedermähte. Niemand verfügte über die Gedankenkraft zu ahnen, was passieren müsste, wenn beide Seiten mit der *Maxim gun* und anderem zerstörerischen Kriegsgerät der modernen Art aufeinander prallten. Das Ergebnis war *Verdun* – zwei Millionen Tote für zwei Kilometer Geländegewinn. Alle glichen „Zauberlehrlingen“, die nur mit unwiderrüflicher Verspätung merkten, welches Erbe sie dank der „Torheit der Regierenden“ vernichtet hatten. Selbst der größte Skeptiker müsste eigentlich zugestehen, dass das heute nicht nur „ein bisschen“ anders ist. Die nationalen Emotionen und Instinkte mögen immer noch die alten sein, ob in Europa, Nordamerika oder Ostasien, bisweilen hat es den traurigen Anschein, aber die Kenntnisse der selbstzerstörenden Folgen sind es mit absoluter Gewissheit nicht, und das macht einen der nicht eben unwesentlichen Unterschiede zwischen Europa 1914 und Ostasien 2004 aus.

In China, wie auch in anderen Ländern der Region, verlegen sich die Stimmführer – wahrscheinlich auch angesichts der eben erwähnten Gründe – nachdrücklich auf den kategorischen Kontrapunkt: „We are glad to see that Asia has, on the whole, enjoyed stability, with peace, development and cooperation becoming the mainstream.“ Merke: „The mainstream“! Niemand suggeriert, dass keine Nebenströme fließen. Es kommt darauf an, wie kompetent man sie kontrollieren kann. Der Autor gehört zur Riege der Optimisten, auch wenn das – wie eingangs be-

reits vermerkt – nur eine psychologische Kategorie ist.

Zweitens sind nunmehr 35 Jahre vergangen, seit ein Team internationaler Experten unter Leitung Lester B. Pearsons die einstmals viel beachtete Weltbankstudie „Partners in Development“ in Umlauf brachte. Die Overture des *Pearson Reports* nahm den Ausklang des Werkes vorweg. Die Verfasser beklagten die traurige Wirklichkeit einer Welt, die – politisch wie wirtschaftlich – zutiefst gespalten sei, auch gegenwärtig noch als Nord-Süd-Gefälle in aller Munde: „The widening gap between the developed and the developing countries has become a central issue of our time.“

Trotz der chronischen „Drittwelt-Tristesse“ dürften selbst offenkundige Zweifler kaum daran vorbeikommen, sich von der ebenso großen wie elementaren Ausnahme Ostasiens (Ein Drittel der Weltbevölkerung!) beeindruckt zu zeigen. Da stellt sich sogar die Frage: Ist das überhaupt noch eine Ausnahme oder eher die hoffnungsvolle Basis einer „neuen Regel“? Wie auch immer, für die meisten Länder der Region ist der *Pearson Report* Geschichte. Sie haben ihr nationales wie globales *Take-off* hinter sich und figurieren – je nach verbalpolitischen Eigenheiten – als *emerging countries*, *emerging economies* oder *emerging markets*. Ostasien ist eine Weltregion, leider bislang die einzige außerhalb des Westens, in der Anspruch und Wirklichkeit dessen, was man gemeinhin unter Entwicklung versteht, zunehmend übereinstimmen. Zwischen Tokyo, Beijing und auch Seoul, Bangkok, Kuala Lumpur und Singapur widerlegt man André Gunder Franks frühere „autozentristische Provokation“, die Lehren der westlichen „sociology of development“ demonstrierten nichts als „the underdevelopment of sociology“. Letztlich bekräftigen die ostasiatischen Wirtschaftsgesellschaften die Macht der alten westlichen Rezepte! Man musste die Lektionen nur ernsthaft annehmen.

Dennoch soll nicht verschwiegen werden: In jüngster Vergangenheit litt die ostasiatische Region unter einem Klima, das mehreren *concerti grossi der Negation* die Spielbühne bereitete. Vor wenigen Jahren erregte in China ein „patriotischer Bestseller“ *Zhongguo keyi shuo bu* („China kann nein sagen“) nachhaltiges Aufsehen. Der widerstrebende Tenor des *Opusculum*: Für die Vereinigten Staaten sei fortan – frei nach der chinesischen Wortwahl – Schluss mit lustig. China werde in Zukunft, regional wie global, seine beharrlich flutenden Gegenkräfte in das Geschehen der Welt einleiten. Die USA hätten das legitime Recht, ihre Ordnungsvorstellungen innerhalb des eigenen Hoheitsbereichs zu diktieren, sonst jedoch nirgendwo. Aber das war noch nicht das Ende der emphatischen Darbietungen. Die Fortsetzung folgte: Wenn man sich Japan kritisch betrachte, so die Autoren, dann könne man dem „ungetreuen Nachbarn“ – angesichts seiner notorischen Renitenz gegenüber der Geschichte – politisch kaum zutrauen, mit irgendeiner international konstruktiven Option verantwortungsbewusst umzugehen.

Unter dem Druck solch raumfüllender Gedanken kann der Hut auf dem Kopf schnell zu eng werden, wie in China Mann und Frau auf der Straße zu bemerken pflegen. Andererseits ist Japan auch in dieser Frage – wie in vielen anderen – Ostasiens „Metronom“ gewesen. Auf chinesischer Seite hat man nur nach der japanischen Rhythmusvorgabe musiziert. In *Nippon* hatte bereits vier Jahre vorher

eine ähnlich bewegende Kampfansage an Nordamerika – Ishihara Shintarōs Traktat „Wir sind die Weltmacht – Ein Japan, das Nein sagt“ – Aufsehen erregt, eine Veröffentlichung, die in kurzer Zeit zum bahnbrechenden Verkaufschlager avancierte, nicht nur in Japan. Ishihara – dem sprichwörtlichen Nagel gleich, der allen Hammerschlägen zum Trotz aus dem Brett ragt – wusste, dem Ruf des Narzissmus folgend, dass es sich von Zeit zu Zeit lohnt, „wider den Strom zu schwimmen“. Das Gespür für den Geist der Zeit ist eine kostbare Gabe!

Um leidigen Vorwürfen zu entgehen, einer einseitigen Sicht der Dinge Vorschub zu leisten: Auch in den Vereinigten Staaten hatten sich zur gleichen Zeit zwei „wohlwollende Weltwissenschaftler“, deren Namen heute kaum noch jemand kennt, um ihr Land verdient gemacht und *The Coming War With Japan* ins asiatisch-pazifische Rennen geschickt. Das ließ Tom Clancy, einen der erfolgreichsten Bestsellerproduzenten in „God's Own Country“, keine Ruhe. Er legte seine eigene Kriegsversion mit Japan nach, und um nicht der mangelnden strategischen Weit-sicht beschuldigt zu werden, ließ er kurz darauf auch noch einen siegreichen amerikanisch-russischen Waffengang gegen China vom Bücherstapel. *Creative Writing* oder so ähnlich nennt man das in den USA, und die Leser haben Clancy seine Sorgen um Amerika mit extrem hohen Auflagezahlen vergolten. Das, so könnte man einwenden, habe nichts mit der Realität zu tun. Es ist nur *Science Fiction*! Das ist unbestritten richtig, aber wo endet *Science*, und wo beginnt *Fiction*? Wie der kluge amerikanische Soziologe William Thomas einst beobachtet hat: Wenn Menschen Dinge als real wahrnehmen, dann seien sie in ihren Konsequenzen auch real. Das könnte nicht zuletzt auf die Folgen spannungsvoll durchwebter *Phantasmata* zutreffen.

Zurück zu Asien: Später drängte es auch einige politische Führer in Südostasien, an vorderer rhetorischer Front Mahathir Mohamad, der nur selten ermüdende *Praeceptor Malaysiae*, dem Geist der Zeit und dem *Genius loci* die zustehende Reverenz zu erweisen und gegenüber amerikanisch-westlichen Gestaltungsansprüchen ebenfalls öffentlich „Nein“ zu sagen, und das – man muss es eingestehen – nicht in allen Fällen zu spontanem Widerspruch reizend. *Exempli causa*:

„We may not become the center of the world, but we should at least be the center of our own part of it. We must commit ourselves to ensuring that the history of East Asia will be made in East Asia, for East Asia, and by East Asians.“
(21)

Wahrscheinlich kann niemand von großen historischen Umwälzungen träumen, ohne einen starken Glauben an sich selbst und die Vorbestimmung der eigenen Visionen zu haben. Der Mensch lebt nicht von Brot allein. Das zu sagen, sollte dennoch nicht dazu verführen, die Umkehrregel zu vergessen. Ohne Brot machen auch Visionen nicht satt. „Nein“ zu sagen, fällt zumeist nicht schwer, jedenfalls nicht in der „öffentlichen Arena“. (Zuhause sieht das häufig anders aus. Von diesem Zwiespalt leben viele Witze.) Das Gebot der Zeit wäre jedoch, „Ja“ sagen zu können (und zu wollen), sich an der Gestaltung der großen globalen Ordnungsgefüge zu beteiligen. Da bedarf es, wie die weltgeschichtliche Praxis rücksichtslos lehrt, noch ungezählter anstrengender Unternehmungen, nicht nur in der ostasiatischen Region, aber gerade auch dort.

Nach unverbindlichem Bekenntnis vieler Chinesen hat sich der geschichtlich leidvolle Kreis des Landes mit all seinen Versuchen und Irrtümern geschlossen: Vor der Befreiung lernten wir Englisch. Nach der Befreiung lernten wir Russisch. In der Kulturrevolution lernten wir gar nichts. Jetzt lernen wir wieder Englisch. Was werden die Chinesen – aber mit ihnen auch alle anderen Gesellschaften – in Zukunft lernen? *Running Gag*: Chinesisch! Allen wäre zu raten, sich eines der vielen klugen Worte des Größten der chinesischen Philosophen zu erinnern: „Konfuzius sagt: Zu lernen, ohne zu denken, das ist vergebliche Mühe. Zu denken, ohne zu lernen, das birgt Gefahren.“ Die Worte des Lehrmeisters nennt man in China *Shizihou*, „Brüllen des Löwen“. Nach rund 2500 Jahren ist sein tiefer Baß immer noch nicht bis ans Ende durchgedrungen, weder in China noch an anderen Orten.

XII Vom Sinn einer klärenden „Vorschlusspassage“

Egon Friedell – dem Freigeist *con passione* unter den Freunden der Kulturgeschichte – wird der militante Sinn-spruch zugeschrieben, letzten Endes könne nur der Dilettant ein wahres Urteil über den Gegenstand seines Strebens nach Erkenntnis fällen. Der Fachmann hingegen wisse zu viele Einzelheiten, um die Dinge in ihrer Einfachheit zu würdigen. Gerade deswegen fehlt es ihm an den Grundbedingungen fruchtbaren Denkens. Tucholsky – ebenfalls alles genießend, was Kritik heißt – wollte seinem ingenieösen Zeitgenossen nicht nachstehen: Alles ist richtig, auch das Gegenteil, nur eins ist immer falsch – zwar, aber. In der Tat macht es Freude, nach den Mühen um die Erörterung der Sachverhalte mit einem befreienden Urteil aufzuwarten. Wer schreibt, muss auf das Recht zur Unentschlossenheit verzichten. Folglich: Wie ist es um Ostasien und seine Rolle in der Welt bestellt?

Erstens versteht es sich – angesichts der Myriade mehr oder weniger verdienstvoller Analysen – in der Zwischenzeit nahezu von selbst, dass sich die ostasiatische Großregion zu einer der drei – die globale Zukunft im Auf und Ab gestaltenden – Schlüsselregionen der Weltwirtschaft entfaltet hat, und demzufolge auch in der Welt der Politik machtvoll nach vorne rückt. Das wusste Omae Kenichi, einer der großen Kenner der pazifischen Welt-sphäre, schon vor mehr als 20 Jahren („The Triad Power“). Eine zukunftsweisende Kernthese aus seinem Erfahrungsschatz lautete, und sie hat sich bestätigt: Alle im internationalen Wettbewerb stehenden Unternehmen müssen auf allen drei Schlüsselmärkten der großen regionalen „Triade“ der Weltwirtschaft – strategisch – präsent sein, wenn sie auf Dauer florieren wollen. Eine Verhaltensregel, die sich deutsche und auch andere Unternehmen aus den Euro-landen nach gut zehnjähriger Gärungsphase und einer anfänglichen Periode des Zauderns seit 1993-94 letztlich zu Eigen gemacht haben. In historischen Dimensionen gesehen keine mangelhafte Leistung!

Auf dem Feld der Weltpolitik herrscht immer noch ein deutliches Manko an undankbarer „Kultivierungsarbeit“. Das liegt nicht zuletzt an den schwierigen, weil unübersichtlichen Grundkonstellationen, unter denen politische, also gesamtgesellschaftliche Handlungs-

muster, leiden. Aber auch hier wird man sich – der Wahrscheinlichkeit oder der Hoffnung nach – neuer Chancen erfreuen, die Defizite zu verringern, um den unausweichlichen Forderungen der globalen Wirklichkeit Rechnung zu tragen. Die Wirtschaft ist fast immer schneller gewesen als die Politik. Nicht nur im Westen, auch in Ostasien! Erste „politische Fundamente“ sind gegossen worden. Davon zeugt die Gründung vieler internationaler Gremien, nicht zuletzt die Inauguration der beiden interregionalen Großorganisationen „Asia Pacific Economic Cooperation (APEC)“ und „Asia Europe Meeting (ASEM)“. Nach wie vor steht der Autor zu seiner früher geäußerten Überzeugung: (22)

„In this context the new interregional organisations such as ASEM and APEC have their importance mainly because they can (and ought to) serve as essential international ‘fora’ which are capable of providing the much needed intellectual and political ‘architecture’ to lend orientation to the powerful real economic changes within each of the three key regions as well as between them. To maintain trans-regional processes of consensus-building on how to design major dimensions of ‘governance architecture’ ultimately is the most basic *raison d’être* of ASEM as well as APEC.“

APEC (1989) wurde mehrere Jahre früher gegründet als ASEM (1996), nicht zuletzt weil die pazifischen Akteure der historisch irrigen Überzeugung waren, im Gegensatz zum transpazifischen Wirtschaftsleben stelle das Austauschverhältnis zwischen Ostasien und Westeuropa nur die „schwache Schiene“ im globalen ökonomischen Verkehr dar, ein Irrtum, der erst mit bedauerlicher Verzögerung erkannt wurde. In den Vereinigten Staaten hatte es im zeitlichen Vorfeld Bedenken gegen die Etablierung eines transpazifischen Forums gegeben, aber letztlich scheinen administrativ genährte „Inspirationen“ den Ausschlag gegeben zu haben, der westeuropäischen Unternehmenswelt, den so genannten „Trittbrettfahrern“, das Leben im asiatisch-pazifischen Bereich mittels der neuen Organisation zu erschweren.

Falls das tatsächlich der Fall gewesen sein sollte, sind die „Rechnungen“ nicht aufgegangen. Die Hoffnungen, so sie ernsthaft gepflegt wurden, sind nur kurzlebig gewesen, nicht zuletzt weil man auf der asiatischen Seite des *Pacific Rim* von Beginn an ein anderes legitimes Grundinteresse verfolgte und im „APEC-Orchester“ lautstark die Melodien des so genannten *open regionalism* anstimmte. Mit anderen Worten: Auf der ostasiatischen Seite des Pazifiks wollte man von vorneherein sichergehen, alle Querströmungen einer *exclusive bloc mentality* nachhaltig austrocknen zu können. Das wird in den europäischen Diskussionen zu wenig betont, wenn es um die periodisch aufkeimenden Besorgnisse geht, die großen gesamtregionalen „Ambitionen“ im östlichen Teil der Welt könnten in „protektionistischen Sackgassen“ enden. Grundsätzlich ausschließen lässt sich das nicht, aber die Gefahr ist relativ gering.

Problematisch erscheint eher ein anderer Aspekt: APEC wurde unter klaren „nationalen politischen Restriktionsbedingungen“ ins Leben gerufen. Die Volksrepublik China hatte sich nur widerwillig bereit gezeigt, die Aufnahme Taiwans und Hongkongs in die neue transpazifische Organisation zu akzeptieren, und zwar nur dann, wenn sich APEC – der Bedeutung des eigenen *Akronyms* gemäß – prinzipiell auf Fragen der rein wirtschaftlichen

Kooperation beschränken würde. Das ist jedoch, wie sich seither erwiesen hat, nicht wirklich möglich. Makroökonomie ist immer auch Politik. An der allen bewussten (und von allen notgedrungen in Kauf genommenen) Illusion, die Politik aus der internationalen Wirtschaftssphäre ausklammern zu können, leiden die APEC-Prozesse bis zum heutigen Tag. (23)

Im Gründungsauftrag des ASEM-Forums haben die Beteiligten diesen historischen Fehler nicht wiederholt. Beide Fora – APEC wie ASEM – diskutieren zwangsläufig „politische Fragen“, aber nur ASEM gesteht das vor der internationalen Öffentlichkeit auch offiziell ein. Das ist ein großer Vorteil. Dennoch heißt das nicht, dass die ASEM-Prozesse problemfrei sind, aber ihre Dynamik leidet unter anderen Bremsklötzen als das APEC-Forum. Für globale ordnungspolitische Problemlösungen sind jedoch beide interregionalen Großorganisationen von elementarer Notwendigkeit, was nur allzu leicht unterschätzt wird. Es geht um wesentlich mehr als Gruppenphotos im traditionellen Nationalkostüm des jeweiligen Gastgeberlandes.

Eines der zähen Beispiele für internationale „Fallstricke“ ist der umstrittene Junta-Staat Myanmar (Birma, Burma), der die Welt nicht nur mittels der „Besonderheiten“ seiner Namensgebung zu irritieren vermag. Auf der Tagesordnung der APEC hätte das viel zitierte Myanmar-Problem überhaupt nicht auftauchen dürfen, da es sich letztlich um ein weltanschaulich-politisches Problem handelt und demgemäß per Gründungsakt der APEC „ausgeblendet“ werden müsste. Im Rahmen der ASEM-Organisation hingegen gehört der Fall zum Bestandgut der gründungspolitisch akzeptierten Thematik, unabhängig von der Streitfrage, welche Lösungswege man für angemessen hält. Da gibt es extrem verschiedene Sichtweisen, nicht nur zwischen Westeuropa und Ostasien, sondern auch innerhalb beider Regionen.

Der Autor leugnet nicht, dass er sich in diesem Zusammenhang an einige wenig schmeichelhafte Bemerkungen Lee Kuan Yews erinnert fühlt. Lee hatte während eines seiner Treffen mit Myanmars damaligem „Nationalhelden“ General Ne Win dem Golfspiel eine Chance gegeben. Ob aus Vergnügen oder mangels intellektueller und politischer Herausforderung, das erwähnt Singapurs *spiritus rector* nicht. Der Präzeptor des südostasiatischen Nachbarstaates hatte sich anlässlich der gemeinsamen Freizeitgestaltung, laut Lees Memoiren, mit einem Stahlhelm (!) geschmückt, den er nur zögerlich absetzte, wenn er zum letzten Schwung auf die *Greens* des Kurses ausholte.

Spiegelt sich in dieser Episode – unabhängig von ihrem anekdotischen Wert – etwas von dem Geist wider, der Myanmars militärisch-ziviles Regime auch heute noch zu prägen scheint? Der Autor weiß es nicht. Er möchte gern glauben, dass das Erbe des Buddhismus letztlich würdevollere Auswirkungen hat. Hoffnung bereitet ihm bisweilen die Tatsache, dass es auch andere – durchaus ernst zu nehmende – Charakterisierungen des Landes gibt, die man nicht unbedacht ins Abseits verweisen sollte. (24) Der Fall Myanmar wird auch weiterhin die ASEM-Diplomatie herausfordern, und nicht nur sie.

Zweitens besteht kein Zweifel, dass Ostasien die mit Abstand dynamischste Schlüsselregion der Weltwirtschaft bildet, und daran wird sich auf absehbare Zeit nichts ändern, so gewiss, wie Dinge sein können, die in der Zu-

kunft liegen. Dynamik definiert sich in diesen – wie auch in anderen – Zusammenhängen als Hochwachstum auf der Basis kontinuierlichen Strukturwandels, was niemals ohne Geburtswehen abgelaufen ist. Das *Ensemble* der ostasiatischen Volkswirtschaften bewegt sich auf die neue gesamtwirtschaftliche „Höhenlinie“ von elf Billionen Euro zu, vorbei an den USA und nahe dem Bereich des gemeinsamen statistischen Nennwerts der Volkswirtschaften der erweiterten EU. Hinsichtlich der Pro-Kopf-Standards wird die Region dennoch – vielleicht nur mittelfristig? – im Fahrwasser der Flotille führender westlicher Volkswirtschaften kreuzen.

Welche Schlussfolgerungen sich aus den weltweiten wirtschaftsgeschichtlichen Verschiebungen ziehen lassen (und gezogen werden müssen), steht auf einem anderen Blatt. In der Geologie sind „tectonic shifts“ fast immer mit verheerenden Beben verbunden, aber die Geologie und die Ökonomie sind verschiedene Disziplinen. Es existiert keine unzweideutig zwingende Logik zwischen dem Gewinn an wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit und dessen geistiger wie gesellschaftlicher Bewältigung, ein Irrtum, dem schon viele kluge Gelehrte Jahre vergeblicher Arbeit geopfert haben. Aber es gibt beziehungsreiche Querverbindungen, die es tunlich scheinen lassen, über die möglichen und gewiss nicht trivialen Folgen nachzudenken.

Der Westen war während der letzten beiden Jahrhunderte der Welten Lehrer, der für und gegen alle anderen – selten mit übertriebener Toleranz – das Lernen erzwungen hat, und Lernfähigkeit ist seither das geschichtliche Grundmerkmal, nach dessen Vorgabe moderne Gesellschaften überall auf der Welt gemessen werden. Welches Bild wird sich fortan bieten, wenn die historischen Wandlungszwänge auch in umgekehrter Richtung wirken? Wie werden die „Lehrer“ als „Lernende“ abschnitten? Der große Test hat begonnen. Allen psychologisch verständlichen Gegenvorstellungen und allen Neigungen des „Denkens wider die Zukunft“ zum Trotz, das laufende Jahrhundert wird weder amerikanisch oder chinesisch noch westlich oder asiatisch sein. Es ist ein „globales Jahrhundert“, ein Jahrhundert harter allseitig zu bewältigender Herausforderungen, oder es wird ein Jahrhundert der Katastrophen sein.

In der wirtschaftsnahen Fachwelt Ostasiens lautet eine der zum Standardrepertorium zählenden Sätzen: „Asia is becoming less dependent on the rest of the world and more of an autonomous engine of growth“. In den letzten 20 Jahren ist der Anteil des innerasiatischen Handels am Gesamthandel der Länder von 20 auf 40% gestiegen, sofern man dem Sachwert der üblichen Statistiken vertraut. Das liege nicht mehr weit unterhalb der im Westen gewohnten Größenordnungen, so lautet eine der beliebten Thesen in der Gilde der flinken Verkünder neuer Weltperspektiven. Der Autor hätte einige begründete Einwände gegen diese These vorzubringen, wie er unbescheiden glaubt, vielleicht nicht mit Blick auf die langfristige Zukunft, jedoch was das Heute und das nahe Morgen anbetrifft, und das sind die für das unternehmerische wie auch das politische „Wirtschaften“ taktgebenden Zeitspannen. (25) Aber er will den Gang der eigenen Argumentation nicht aufhalten.

Von weltweiter Bedeutung für die kommenden Dinge ist: Da Ostasien – gemäß westlichem Verständnis – wirt-

schaftlich immer normaler wird, wieso sollten die Eliten der Region dann nicht auch – was ebenso normal wäre – ihre Stimme in allen anderen Bereichen des internationalen Lebens erheben, und wie reagieren diejenigen, die es bisher nicht gewohnt sind, dass auch andere mitreden? In Erinnerung an Mahbubanis „Zukunftsausflug“ im elektronischen Gelände der *Straits Times Interactive*: „The Asian societies that are going to play a major role in the 21st century have given no clue yet how they will reconfigure the global order ... The main purpose of this essay is to encourage young Asians to think about the sort of leadership Asia can provide.“!

Drittens ist Ostasien eine Region, die enorme Lasten an überkommenen Problemen zu tragen hat und zugleich völlig neuen Herausforderungen begegnen muss, zwischen den Staaten und innerhalb der einzelnen Gesellschaften. Die Region ist dynamisch, aber dynamische Kräfte – sind sie doch „Feinde“ des *Status quo* – haben es an sich, ihr Werk nicht nur in konstruktiver Richtung zu tun. So warnt man seitens der Asiatischen Entwicklungsbank seit Jahren, in nur leicht abgewandelten Wortsequenzen: „There is no shortage of risks. These include geopolitical concerns and imbalances in industrial economies and other risks such as slowing of financial and corporate reforms.“ Dem werden nur wenige widersprechen wollen, selbst wenn die nahtlose Aufreihung von „geopolitical concerns“ und „financial and corporate reforms“ auf das Vermischen von Äpfeln und Birnen hinauszulaufen scheint.

Alle menschlichen Beobachtungen leiden unter Fehlbrägen. Die Berichterstattung über Ostasien bildet keine Ausnahme. Vor allem geht es um die uralte Frage, nach welchen Maßstäben Urteile über das Feld der gemeinsamen Betätigung gefällt werden. Der Historiker urteilt anders als der Beobachter, der sich den *corsi e ricorsi* der alltäglichen Vorgänge zu widmen hat. Mit anderen Worten: Den wesentlichen Unterschieden zwischen den großen zeitlichen Dimensionen der Wirtschaftsgeschichte und den erheblich engeren zeitlichen Räumen, in denen sich reales politisches wie wirtschaftliches Handeln vollzieht, wird zu selten die – zwingend gebotene – Achtung geschenkt, womit beiden Unrecht widerfährt, den Wirtschaftshistorikern und den Architekten des politisch-gesellschaftlichen Daseins in der Gegenwart.

Es kommt auf die zeitliche Perspektive an! Auch Ostasien wird trotz des insgesamt dynamischen historischen Aufwärtstrends zu gelegentlichen anarchischen Wachstumseinbrüchen und Phasen pessimistischen Denkens tendieren, die keiner vorhersehbaren Regel folgen, sondern eher der Bewegung erratischer Blöcke gleichen. Geschichtlich gemessen dürften diese Gegenzeiten sekundäre Intervalle bilden, aber im unternehmerisch – und auch politisch – engen Zeitrahmen können sie dennoch ausschlaggebend sein, um über Erfolg oder Misserfolg konkreter Vorhaben zu entscheiden. Das wäre keine *Quantité négligeable*, jedenfalls nicht für die (direkt oder indirekt) Betroffenen. Auch für Ostasien, für Japan, China und die anderen Länder der Region lässt sich der Zwang, unter dem kommunen Diktat von nicht immer kalkulierbaren Risiken zu handeln, niemals außer Kraft setzen.

Die Krise von 1997-98 war, darauf legt sich der Autor ohne akademischen Flankenschutz fest, nur ein erster ostasiatischer Beitrag zur „endlosen Geschichte“ des

weltwirtschaftlichen Krisengeschehens, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Weitere Krisen werden folgen. Bisher verlaufen die realen Entwicklungswege in Ostasien nicht entlang der klaren und geordneten Leitlinien, die im Reich der Theorie zum Dauerangebot zählen, und sie werden es auch in Zukunft nicht tun. Die Praxis überrascht mit ihren eigenen Rhythmen. Das macht das stille Maß an literarischer *Libido* verzeihlich, wenn sich die eine oder andere verkaufsträchtige Publikation lieber auf das Ausmalen eigener Visionen kapriziert, wie Ostasien am „Sankt-Nimmerleins-Tag“ aussehen werde, als unter den wenig schöngestigen Sorgen zu leiden, was in den kommenden ein, zwei oder drei Jahren zu erwarten oder zu befürchten sei.

Nur dem Schein nach paradox: Der historische Aufstieg der Region ist offensichtlich. Wer wollte das leugnen? Es gibt fesselnde „Zeichnungen“ zur Gegenwart und zur kommenden Zeit. (26) Insofern sind die „vagabundierenden Zukunftshoffnungen“ nicht illusionär, aber die Boten des Zweifels begleiten den Glauben an die bessere Zukunft wie sprichwörtliche Schatten. Das gilt zum einen für das Verhältnis der ostasiatischen Region zu allen anderen Regionen der Welt, insbesondere zum Westen, aber es gilt mindestens ebenso unaufhebbar für die Zukunft innerhalb der eigenen gesamtregionalen Sphäre. Es fehlt Ostasien – immer noch – an einem allseits anerkannten autoritativen Zentrum, und das ist nicht nebensächlich, denn Zentren sind, wegen ihres Ordnung stiftenden Charakters, erheblich wichtiger als Peripherien, nicht nur für sich selbst, sondern auch für letztere.

XIII Die offene Frage: Wo ist das regionale Zentrum?

Die unwiderstehliche Ausstrahlung zivilisatorischer Zentren, die kulturelle Gestaltungskraft, die der britische Historiker Arnold Toynbee „stimulus diffusion“ genannt hat, beginnt ihr Werk seit jeher, für jedermann hör- oder lesbar, im Bereich der Sprache, letztlich also in der Welt des Geistes. Der Autor konzidiert, dass seine eigenen Zeilen von einer Reihe frei jonglierender Amerikanismen gefärbt sind. Das hat nur bedingt mit selbst verordnetem Vasallentum zu tun, wie der eine oder andere Sprachpurist beklagt. Es kann nicht nur bloßer Zufall der Geschichte sein, wenn bestimmte Sprachen zu ihrer Zeit „tonangebend“ waren: *Cuius regio, eius lingua*. Bis vor zweihundert Jahren herrschte auf dem europäischen Kontinent das gelehrte Bedürfnis vor, in französischer Sprache zu parlieren. Im Mittelalter pflegten die Denker in der Sprache des römischen Imperiums zu disputieren und zu schreiben, wenngleich sie der Kunst Ciceros, Senecas, Ovids und anderer einiges Ungemach antaten. Und nicht nur in Japan oder Korea müssen sich Gymnasiasten bis zum heutigen Tage in der Eleganz der klassischen chinesischen Sprache schulen. Wieso eigentlich, würden sich nicht wenige deutsche Eltern fragen, die ihre eigenen Kinder vor dem anspruchsvollen Los des großen Latinums „schützen“ wollen. Zum Eintrag ins Repetitorium: Sprache ist eben nicht nur geläufiges Kommunikationsmittel, sondern auch Ausdruck des Wunsches nach geistiger Größe.

Die deutsche Sprache hat ihre Chance als *lingua franca* mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges verspielt. Der französische Philosoph (und Soziologe) Raymond Aron hat am Vorabend von Albert Einsteins 100. Geburtstag in einem erinnerungsvollen Zwiegespräch mit dem aus Deutschland vertriebenen Geschichtsdenker Fritz Stern *en passant* bedauert: Es hätte Deutschlands Jahrhundert sein können. Ist es aber nicht geworden! „Gold macht' ich zu Eisen!“ Deswegen spricht die Welt im internationalen Verkehr zur Zeit vorwiegend amerikanisches Englisch, auch in Asien.

Der ehemalige amerikanische Präsidentenberater Zbigniew Brzezinski hat vor einigen Jahren („Out of Control – Global Turmoil on the Eve of the 21st Century“, 1994) zu vielfachen Widersprüchen herausgefordert. Er sprach Europa und Japan die Fähigkeit ab, die Rolle einer wahren Weltmacht spielen zu können. Drei Jahre später („The Grand Chessboard. American Primary and Its Geostrategic Imperatives“, 1997) schien er erste leise Zweifel zu verspüren, ob denn die Vereinigten Staaten diese anspruchsvolle Rolle langfristig ausfüllen könnten. Mehr als zwei bis drei Jahrzehnte der „American Primary“, der überlegenen weltpolitischen Handlungsmacht, seien den Verantwortlichen wahrscheinlich nicht gegeben. Ist auch Brzezinski ein heimlicher „China-Fan“?

Seine Leser wollte er dennoch nicht im Ungewissen lassen: Die Absage an alle weltweite Gestaltungsmacht Europas gilt, so lange die Europäische Union nicht zu einer angemessenen politischen Handlungseinheit findet. Die Absage an Japan ist prinzipieller Natur. Um den Status einer wirklichen Weltmacht zu gewinnen, bedarf es dreier Eigenschaften, nicht nur der entsprechenden militärischen und wirtschaftlichen Potenz. Ebenso entscheidend ist, dass eine Gesellschaft etwas zu sagen hat, das für die ganze Welt von Bedeutung ist, sei es nun eine *mission civilisatrice*, eine ideologische Offenbarung oder sonst ein global attraktives Vorbild. Das jedoch wäre – laut Brzezinski – jenseits der Reichweite des östlichen Inselstaates. Zwar beeinflusst Japan die Welt, aber es spricht nicht zu ihr. Es könne das nicht einmal, denn es fehlt der japanischen Gesellschaft an einer geistig faszinierenden „Message“. Der Autor ist kein „Volljapanologe“, also widerspricht er einem ehemaligen amerikanischen Präsidentenberater nicht.

Als Ostasiens Kandidat Nummer eins, im Laufe der kommenden Zeit umfassende Weltgeltung zu gewinnen, verbliebe – falls Brzezinski und andere wirklich wissen, wovon sie reden – nur die chinesische Welt. Dort scheint denn auch der nationale Anspruch auf die neue Mitte immer robuster Gestalt anzunehmen, seit das doktrinäre Denken der Eliten begonnen hat, sich von der überlieferten *Idée fixe* zu emanzipieren, man besitze ein geschichtlich verbrieftes Recht, kraft dessen die imperiale Vergangenheit des Landes zwangsläufig in eine „lichte Zukunft“ münden müsse: Wirtschaftlich auf jeden Fall, aber auch politisch und geistig! Wie eingangs paraphrasiert, sieht man das in Indien eher kritisch, mit den Augen des Rivalen, aber auch außerhalb Südasiens weiss man aus Erfahrung: Auf dieser Welt gibt es keinen *women yingyoude diwei*, keinen historisch reservierten „Platz, der uns eigentlich zusteht“. (27)

Niemand vermag fortwährend zu kreißen, ohne zu gebären, auch in China nicht. Alle müssen ihre Positionen immer neu bestätigen. Dazu bedarf es vieler Voraus-

setzungen, aber wird der mögliche, die künftigen Weichen stellende Ordnungswandel – Chinas Drang in die „begehrte Mitte“ – in den anderen Gefilden der ostasiatischen Region ohne weit reichende Konflikte und Gegenentwürfe hingenommen werden? Es geht um ungeformte Zukunftsambitionen, nicht um *Faits accomplis*, und bisher hat keiner der möglichen Kontrahenten seine Bereitschaft signalisiert, in den vorgezogenen historischen Ruhestand zu treten.

Eine bescheidene Leseregel lehrt: Man sollte ein neues Kapitel nicht eilfertig aufschlagen, bevor man das alte zu Ende gelesen hat. Jeder Liebhaber von Kriminalromanen versteht den Wunsch, die Regel zu missachten. Unabhängig von persönlichen Versuchungen, das Kapitel China ins Auge zu fassen: Bisher ist Japan – !definitiv! – nicht „zurückgetreten“. Allen *Kristallomantikern* zum Trotz lassen sich auch auf sorgsam gereinigten Spiegelflächen keinerlei ernst zu nehmende Vorzeichen lesen, dass das demnächst der Fall sein werde. Andererseits lässt sich nur mit der Autorität eines „geborenen Japan-Fans“ in Abrede stellen: Für Außenseiter ist es schwierig, dem Land die gebotene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Japan fordert nicht selten den *bon sens* heraus.

Seit Jahrzehnten irritiert die japanische Gesellschaft ihre Beobachter per „Demonstration“ einer ihr eigenen Grundstimmung, die der Autor als Ampelsyndrom umschreiben möchte. Einer Verkehrsampel gleich, die periodisch von rot auf grün umschaltet, scheint die japanische Öffentlichkeit von Träumen der Weltgeltung zu Niedergangsvisionen überzugehen, und *vice versa*. Was bedeutet es, wenn in einer Gesellschaft, deren Land mitten in Ostasien liegt, immer wieder Diskussionen aufwallen, ob man sich *reasiatisieren* müsse, solle, wolle oder nicht? So gestaltet man Probleme, die ansonsten niemand für Probleme hält, nicht einmal in deutschen Ländern. Vielleicht sollte man den Briten die EU-internen Analysen Japans überlassen, denn auch sie leben auf Inseln.

Der Auslöser all dieser Bewusstseinsgezeiten – und das macht die Vorgänge fast zu einem „Bocksang“ – ist der Wellengang des wirtschaftlichen Wachstumsverlaufs. Immer wenn das gesamtwirtschaftliche Wachstum verebbt, scheint der japanischen Gesellschaft die Ruhe zu fehlen, die man für maßvolles Denken benötigt. Dann setzen Debatten um den nahenden Niedergang ein, die an öffentlicher Selbstkasteiung alles überbieten, was deutsche Standortdebatten offerieren können, und Deutschland gilt in der Welt nun wirklich nicht als nationaler Maßstab der Gelassenheit.

Aber das alles schafft nicht die klare Tatsache aus der Welt, dass Japan auch heute noch rund die Hälfte des gesamten asiatischen (nicht nur ostasiatischen) Sozialproduktes erwirtschaftet, und irgendwo – in den Tiefen der japanischen Gesellschaft – müssen die gewaltigen Kräfte dieses Leistungsvermögens letztlich ihren Ursprung haben. Das wissen die Ostasiaten, jedenfalls alle, die des Denkens fähig sind, auch diejenigen, die zwischen Beijing und Kanton leben. Selbst in Korea ist man – trotz ungestillter Ressentiments gegenüber der einstigen Kolonialmacht – nicht ernstlich gewillt, die Brücken einzureißen, über die man in Zukunft gehen muss. Spricht das nicht für die Koreaner, allen Hinweisen auf ihre traditionelle Neigung zu „Emotionsaufladungen“ zum Trotz?

Regierungsamtliche Ermahnungen zeugen von Vernunft: Ein jeder ist im Interesse des Landes aufgefordert, möglichst das zu tun, was er kann, und nicht, was alle eigentlich wollen. Das müsse selbst mit Blick auf Japan gelten. Unverkrampt ist das Verhältnis trotzdem nicht. (28)

Auch in Japan haben sich die Führungsgenerationen politisch „maßvoll“ gezeigt und nicht mit Nachdruck eingefordert, was nicht gänzlich unverständlich wäre, jenseits der insularen Grenzen müsse es ein Ende haben mit den ewigen Tiraden zwecks historischer Selbstbefriedigung. Nach mehreren Jahrzehnten wäre es an der Zeit, das politische Wort und die ökonomische Tat in Passform zur neuen regionalen Wirklichkeit zu bringen. Japan habe seinen Beitrag zum Aufbau dieser neuen Wirklichkeit erbracht. Das hat es in der Tat, wenn man bereit ist, sich die gewaltigen Entwicklungsleistungen des Landes für die gesamte ostasiatische Region vor Augen zu führen. Über die Motive dieses Tuns ließe sich trefflich streiten, aber alles in allem kommt es nicht auf die Motive an, sondern auf die Ergebnisse, und über die lässt sich nun wirklich nicht streiten. Sie sind eindrucksvoll. Ob geliebt oder ungeliebt, das ist nicht die Frage: *Japan matters! Yamato counts!*

Wie immer man die kommenden Entwicklungswege in Ostasien einschätzt, starke Züge der heutigen Dynamik sind – wirtschaftsgeschichtlich gewiss nicht unwesentlich – das antriebsstarke Werk der japanischen Unternehmenswelt, unabhängig von latenten Besorgnissen in Tokyo, Nagoya oder Osaka, dass das mühsam erworbene wirtschaftliche Prestige des Landes sinkt. Man muss nicht unbedingt die missglückte Metapher der ostasiatischen Wildgänseformation ins Spiel bringen oder von einem ominösen japanischen Modell fabulieren, aber das kraftvolle Vorbild Japans hat ohne Zweifel – materiell wie immateriell – als Gesundbrunnen, als Quelle einer allgemeinen regionalen Inspiration gewirkt und maßgebliche „mäeutische Hilfe“ geleistet, in allen ostasiatischen Gesellschaften dem Selbstbewusstsein zur Geburt zu verhelfen, dass sie (à la Kishore Mahbubani) „alles ebenso gut, wenn nicht besser können als andere Kulturen“. Japan hat auch den Dank Ostasiens verdient, nicht nur dessen Kritik.

Vielleicht werden Japans Unternehmen zukünftig an globaler Gestaltungskraft und an richtungweisendem Einfluss verlieren, aber eben nur vielleicht. Die Geschichte kennt viele Beispiele des *rise and decline*. Hier jedoch geht es um das Heute, nicht um irgendein nebulöses Morgen! So scheint es zwar denkbar, wie auch viele andere Dinge im Prinzip denkbar sind, dass in kommenden Jahren tatsächlich zwei einander fremde „strategische Unternehmensfigurationen“ – die japanischen *Kigyō keiretsu* und die chinesischen *qiye jituan*, die *Lords of the Rim* – um die Gestaltungsdominanz in der ostasiatischen Region ringen werden. (Dann würden die einst modischen Debatten um einen besonderen „spirit of Chinese capitalism“ wieder neu beatmet werden.) Aber noch sind die oft beschworenen Allianzen der chinesischen Welt nicht viel mehr als ein narrativ faszinierendes Moment der weltweiten *economic fiction*.

Vorerst bleibt Japan in der Spitzengruppe des globalen Rennens. Ostasien – China eingeschlossen – kann auf *Nihon* nicht verzichten, ob man es wollte oder nicht. Das weiß man in der gesamten Region, selbst wenn es gelegentlich verlockend scheint, daheim dem „Affen Zucker zu ge-

ben“. Darf man das als Paradigma einer neuen Version der „antagonistischen Kooperation“ bezeichnen? Ein regionaler Stabwechsel mag sich – je nach individuellem *Gusto* – mehr oder minder vage abzeichnen, vollzogen aber wird er weder heute noch morgen, frühestens in der Zukunft des Übermorgens.

XIV Südostasien: Auf der Suche nach einem eigenen Profil

Auch die Eliten der meisten anderen Länder der ostasiatischen Region setzen sich keineswegs dem Verdacht aus, exklusiv im Kraftfeld eines neuen chinesischen Zentralgestirns kreisen zu wollen. Angst vor einem regionalen *horror vacui* verzerrt nur selten die nationalen Wahrnehmungen. Die mögliche Ausnahme: *Global Singapore, Instant Asia!* In Indonesien, Vietnam, Thailand und auch in anderen Staaten stellt man den nationalen Gestaltungswillen ungeniert zur Schau. Die unfertige Idee einer gemeinsamen – Chinas Machtansprüche wehrenden – Quasiallianz zwischen Jakarta und Hanoi, mit der örtliche Politiker und deren *Think Tanks* für einige Zeit „kokettiert“ haben, scheint im sonnigen wirtschaftlichen Kooperationsklima der letzten Jahre welk geworden zu sein, aber ist sie deswegen bereits endgültig abgestorben? Im Augenblick spricht vieles dafür.

Das berechtigt andererseits jedoch nicht, „fromm“ zu spekulieren, in der ASEAN-Region schein man gewillt, von den politischen Gründungsgedanken der stetigen Festigung eines autonomen Regionalprofils Abstand zu nehmen. Die üblichen „Can do“-Protagonisten Südostasiens haben sich in letzter Zeit wieder zunehmend mit Forderungen stark gemacht „to flesh out security action plans“. Neue Langzeitvisionen drängen auf die Agenda der jährlichen Treffen. Gegenwart und Zukunft sollen (wieder) zunehmend als fortschreitende Einheit verstanden werden. Im November 2003 haben sich die Regierungschefs während ihres neunten Gipfeltreffens auf Bali („Bali Concord II“) prinzipiell verständigt, bis 2020 eine international vollwertige „ASEAN Community“ zu errichten, auf drei Grundpfeilern beruhend: ASEAN Economic Community, ASEAN Sociocultural Community, ASEAN Security Community. In der Zwischenzeit wird sogar auf das Unternehmen Europäische Union geschaut, bis vor wenigen Jahren – ebenso kategorisch wie vehement – als „cartesianisches Modell“, d.h. „unasiatisch“ abgelehnt. *Tempora mutantur!*

Ferner ist die Gemeinschaft derzeit offensichtlich im Begriff, neue Initiativen für eine eigenständige Südpolitik zu konzipieren und eine perspektivische Neugestaltung im Verhältnis zwischen der ASEAN und dem „weißen Asien“ zu suchen. Wesentliche Triebkräfte, den Blick verstärkt nach Süden zu wenden, sind Thailand und Singapur, die alle Unternehmungen in Richtung einer intensiveren Kooperation mit Australien und Neuseeland zum elementaren Interessenbestand der ASEAN zählen. Der gemeinschaftsinterne Widerstand gegen die nur bedingt überraschende Südorientierung hat deutlich nachgelassen, seitdem Malaysias früherer Regierungschef Mahathir Mohamad in den Ruhestand getreten ist. Kurz- und mittelfristig geht es der ASEAN vor allem um das so genannte *CEP*

Concept, das Programm einer „Close Economic Partnership“.

Auch im politisch-wirtschaftlichen Verhältnis zum südasiatischen „Westen“ ist eine neue Politik der Flexibilität seit kurzem kennzeichnend für das gemeinschaftsorientierte Verhalten der ASEAN. Die seit langem existierenden weltwirtschaftlichen Schnittstellen zwischen ASEAN und SAARC, südasiatisches „Quasiarrangement“ der regionalen wirtschaftlichen Kooperationsdiplomatie, werden seit mehr als zwei Jahren wesentlich deutlicher wahrgenommen und auch positiver eingeschätzt als zuvor. Im Mittelpunkt der laufenden ASEAN-Bemühungen steht Indien, dem man augenscheinlich zutraut, in nicht allzu ferner Zeit in den Rang eines neuen *global players* aufzusteigen.

Das erste Gipfelrendezvous von Phnom Penh zwischen den Repräsentanten der Indischen Union und Südostasiens im November 2002 hat beachtliche Signalwirkungen ausgelöst. Die beiderseitigen Beziehungen haben sich seither faktisch und auch institutionell vertieft. Im offiziellen Sprachgebrauch stehen rein wirtschaftliche *Desiderata* auf der interregionalen Tagesordnung. Die führenden Kommentatoren in denjenigen ASEAN-Ländern, in denen sich die Presse nicht länger dem *Fiat* der jeweiligen Regierung beugen muss, sprechen jedoch auch eine andere Sprache. Dort zeigt man nur geringe Hemmungen, die „große Indische Union“ als willkommene potenzielle Ausgleichsmacht zur „großen Volksrepublik China“ in Betracht zu ziehen. Erste Ansätze zu einer Politik des *Containment* nach Art der ASEAN, oder ist das zu „cartesianisch“ gedacht?

Anfang 2003 hat die letzte indische Regierung öffentlich gegen die im eigenen Lande häufig gehandelte These einer „chinesischen Gefahr“ Stellung bezogen und eine Politik umfassender bilateraler Kooperation in Aussicht gestellt, ein programmatisches Vorspiel, dessen Melodie auch seitens der neuen Regierung seit Mitte 2004 angestimmt wird. Aber bislang scheinen die traumatischen Erfahrungen der militärischen Niederlage im Grenzkrieg von 1962 nicht völlig vergessen zu sein. Auch in Indien hat man ein Gedächtnis.

Ist es angesichts dieses gegenwartsgeschichtlichen Hintergrundes tatsächlich nur einer von vielen historischen Zufällen oder doch eher Folge der „diplomatischen Leistung“ der ASEAN-Politik, dass Indien und China während des Bali-Gipfels im Oktober 2003 gleichzeitig – per öffentlich gefeierter Vertragsunterschrift – ihre Bereitschaft dokumentiert haben, dem ASEAN Treaty of Amity and Cooperation (TAC) von 1976 beizutreten. Der multilaterale Vertrag fordert alle Signatoren auf, „independence, sovereignty and territorial integrity of all countries“ zu respektieren. Es handelt sich um einen „kleinen Sieg“ des Multilateralismus. Multilaterale Vereinbarungen werden nicht selten als Gelegenheiten begrüßt, die Großen ein bisschen kleiner zu machen. China und Indien haben sich in diesem Fall – auch wegen ihrer latenten Rivalität? – diplomatisch gebeugt. Wie „zeremonielle Gesten“ dieser Art in Beijing und Neu Delhi hinter verschlossenen Türen bewertet werden, wissen wir nicht, und vielleicht weiß man es dort letztlich auch nicht.

Das regierungsamtliche Japan benötigte eine etwas längere Anlaufzeit, die entsprechende Vollzugsbereitschaft zu vermelden. Nach Monaten des politischen Zögerns und

Abwägens signalisierte man in Tokyo Ende 2003, seinen Teil zu den Segnungen des TAC ebenfalls beitragen zu wollen. „We have judged it better to join the 1976 pact considering both a history of close ties between Japan and ASEAN members and their strong request that Tokyo do so.“ Der Autor hat seine Zweifel, dass das wirklich der einzige Grund war, um die relativ späte Entscheidung der japanischen Regierung zu erklären. Er stimmt eher mit den Mutmaßungen japanischer und anderer ostasiatischer Kommentatoren überein: Die japanische Regierung „made its decision after seeing the need to follow China, which had already joined the pact“.

Einige kühne „Deuter des Politischen“ haben ferner spekuliert, dass erheblich administrative Bedenken im Spiel gewesen seien, „that Japan's joining TAC could affect Japan-US ties based on the bilateral security pact“. Das erscheint nicht an den Haaren herbeigezogen, wenn man sich die wenigen „freundschaftlichen Statements“ während diverser Pressekonferenzen in Washington ins Gedächtnis ruft. Umgekehrt aber wäre es unsachlich, das politische Lavieren der japanischen Regierung vorrangig als opportunistisches Verhalten auszulegen. Alle politisch und wirtschaftlich Verantwortlichen in Tokyo sind immer gezwungen, den weltweiten Interessen des Landes deutliche Beachtung zu schenken, nicht nur das regionale Profil zu pflegen. In diesem Sinne ist Japan innerhalb der ostasiatischen Region bis auf weiteres tatsächlich „einzigartig“. Es ist mit Problemen konfrontiert, denen die anderen Ostasiaten erst dann gegenüberstehen werden, wenn sie in die Höhen vorstoßen, in denen Japan seit zwei Jahrzehnten Zeichen setzt.

XV Schlusswort

Trotz gewisser „politischer Ergebnisbilanzen“ des Multilateralismus, ein weltweit diskutiertes, aber faktisch immer noch relativ vages Phänomen (29): In Ostasien – wenn nicht in Asien insgesamt – hat das Zeitalter des Nationalismus seinen Zenit noch nicht überschritten, und niemand vermag vorherzusagen, wann und mit welchen Folgen die Kulminationsphase enden wird. In Indien, Indonesien, China oder anderen asiatischen Gemeinwesen erübrigen sich solche Weisheiten der schlichten Art, einfach weil es ihnen dort an Originalitätswert mangelt. Aber was beweist das, außer: Asien ist nicht Deutschland!

Welche politischen wie wirtschaftlichen Folgen die historisch divergierenden Bewusstseinslagen in Ostasien und im Westen hervorrufen, mit dieser kaum mehr als rhetorischen Frage enden die Ausführungen des Autors. Alles in allem ist es das Moment der unbekannteren Zukunft, das die Beobachter des asiatischen Kontinents, insbesondere die „Freunde“ der ostasiatischen Region, stets aufs Neue fesselt. Die in der Titelzeile gestellte Frage nach dem Stabwechsel zwischen Japan und China bleibt auch weiterhin nur wenig mehr denn eine interessante Frage. Die Frage drängt sich auf, aber die Antworten lassen warten. Jacob Burckhardt, der große Geschichtslehrer der *belle époque*, hatte als Zeuge seiner Zeit in unnachahmlicher Weise geurteilt: Der Geist, er ist ein Wühler! Heute trifft sein Wort auf Ostasien zu. Der Geist der Region ist die historische Vorbedingung aller materiellen wirtschaftlichen Leistungen, deren sich die ostasiatischen Gesellschaften in

der Zwischenzeit rühmen können. Ein „geistiges Vakuum“ gibt es nicht.

Anmerkungen

1) Zu einer inhaltlich aufschlussreichen und gedanklich stimulierenden Präsentation dieses Sachverhalts siehe: Margot Schüller, „Chinas wirtschaftlicher Aufstieg – Auslöser von Euphorie und Bedrohungsängsten“, in: *China aktuell*, Monatszeitschrift des Instituts für Asienkunde Hamburg, Januar 2004, S.40-47

Siehe ferner: Margot Schüller, „VR China“, in: Ostasiatischer Verein e.V., *Wirtschaftshandbuch Asien-Pazifik 2003/2004*, Hamburg, 2004, S.113-139

2) Zu gegenwartsgeschichtlichen Entwicklungen sowie zu aktuellen Problemfeldern im Prozess der politischen Entscheidungsfindung in der Volksrepublik China siehe: Sebastian Heilmann, *Die Politik der Wirtschaftsreformen in China und Russland*, Mitteilungen des Instituts für Asienkunde Hamburg, Nr.317, 2000. Sebastian Heilmann, „Die Lektionen der ‘Asienkrise’: Strukturreformen und Staatskapazität in China“, in: Werner Draguhn (Hrsg.), *Wirtschaftliche Potenziale und politische Stabilität in Asien*, Mitteilungen des Instituts für Asienkunde Hamburg, Nr.343, 2001, S.57-76. Heike Holbig, „Gelingt die politische Steuerung der wirtschaftlichen Dynamik in China?“, in: Werner Draguhn (Hrsg.), *Chinas und Japans Bedeutung für Ostasien und die Weltwirtschaft*, Mitteilungen des Instituts für Asienkunde Hamburg, Nr.368, 2003, S.60-78

3) Siehe dazu: Rüdiger Machetzki, „General Socio-Political Factors and Development – The Cultural Base in East Asia“, in: Wolfgang Pape (ed.), *East Asia by the Year 2000 and Beyond*, Curzon Press, Richmond Surrey, 1998, pp.1-13

4) Siehe dazu: Robert Heilbroner, William Milberg, *The Crisis of Vision in Modern Economic Thought*, Cambridge University Press, New York, 1995

5) David Shambaugh, „China's New Engagement With the Region“, in: *The Wall Street Journal Online*, 19. Februar 2004

6) Zu einer abgerundeten Bewertung der verschiedenen Trends des „monetären Regionalismus“ in Asien-Pazifik siehe: Heribert Dieter, „Monetary Regionalism: Regional Integration Without Financial Crises“, Working Paper No.52/00, Centre for the Study of Globalisation and Regionalisation, University of Warwick (GB), Mai 2000

7) Kenneth B. Pyle, „Regionalism in Asia: Past and Future“, (unveröffentlichtes) Konferenzpapier, EU-Konferenz „Regionalism and Global Affairs in the Post-Cold War Era“, Brüssel, 26.-27. März 1998

8) Zu einer fachlich überzeugenden Analyse dieses Fragenkomplexes siehe: Werner Pascha, „Japan: Ist ein Ende der wirtschaftlichen und politischen Konsolidierung in Sicht?“, in: Werner Draguhn (Hrsg.), *Wirtschaftliche Potenziale und politische Stabilität in Asien*, Mitteilungen des Instituts für Asienkunde Hamburg, Nr.343, 2001, S.99-126

9) Zu einer inhaltlich fundierten wie sprachlich genussvollen „Skizze“ des politisch-kulturellen Milieus der japanischen Gesellschaft siehe: Manfred Pohl, *Japan*, Verlag C.H. Beck, München, 1991. (Insbesondere Kapitel V „Zwischen Harmoniepflicht und Konfliktbereitschaft: Politik in Japan“). Ein Entwurf: *Comme il fault!* Siehe ferner: Iris Wiczorek, „Kontroversen um den Yasukuni-Schrein: Kriegsmahnmal oder Symbol eines japanischen Nationalismus?“, in: *Japan aktuell*, Zweimonatszeitschrift des Instituts für Asienkunde Hamburg, August 2001, S. 382-389. Karin Adelsberger, „Spillover des Diskurses unter Intellektuellen auf die Reformdebatte unter Politikern“, in: Manfred Pohl, Iris Wiczorek (Hrsg.), *Japan 2001/2002, Politik und Wirtschaft*, Institut für Asienkunde Hamburg, 2002, S.55-76

10) Anwar Ibrahim, *The Asian Renaissance*, Singapore, Kuala Lumpur, 1996, pp.130-131

11) Zu einer argumentativ beeindruckenden Beschreibung siehe: Michèle Schmiegelow, „'Asian Capitalism': Explanation of Failure as well as Success?“, in: *Asien*, Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Asienkunde, Nr.70, Januar 1999, S.54-62

12) Siehe dazu: Eberhard Sandschneider, *Militär und Politik in der Volksrepublik China, 1969-1985*, Mitteilungen des Instituts für Asienkunde Hamburg, Nr.160, 1987. Sandschneiders Studie bekräftigt: *History matters!*

13) Siehe dazu: Rüdiger Machetzki, „Problems of Unemployment and Social Stability in China“, in: Werner Draguhn and Robert Ash (eds.), *China's Economic Security*, Curzon Press, Richmond Surrey, 1999, pp.54-61

14) Zu den vielen nicht unproblematischen Dimensionen der Globalisierung siehe: Günter Schucher (Hrsg.), *Asien unter Globalisierungsdruck, Politische Kulturen zwischen Tradition und Moderne*, Mitteilungen des Instituts für Asienkunde Hamburg, Nr.323, 2000

15) Siehe dazu: Rüdiger Machetzki, „Against the Notion of Uniform World Culture, Remarks on Progress in Global Modernisation“, in: *Südostasien aktuell*, Zweimonatszeitschrift des Instituts für Asienkunde Hamburg, November 1997, S.515-540

16) Kishore Mahbubani, „The Pacific Way“, in: *Foreign Affairs*, No. 74, January-February 1995, pp.100-111

17) Kishore Mahbubani, „Can Asia provide global leadership?“, in: *The Straits Times Interactive*, Singapur, 26. Mai 2004

18) Siehe dazu: Rüdiger Machetzki, „Ostasien und Indien: Auf dem Weg zu einer neuen Entwicklungszukunft?“, in: Werner Draguhn (Hrsg.), *Wirtschaftliche Potenziale und politische Stabilität in Asien*, Mitteilungen des Instituts für Asienkunde Hamburg, Nr.343, 2001, S.127-152

19) Zu einer inhaltlich ausgewogenen Darstellung der sicherheitstheoretischen Dimensionen in der Großregion Asien-Pazifik siehe:

Frank Umbach, *Konflikt oder Kooperation in Asien-Pazifik? Chinas Einbindung in regionale Sicherheitsstrukturen und die Auswirkungen auf Europa*, R. Oldenbourg Verlag, München, 2002

Zu einer individuell dezidierten Positionsbeschreibung in diesen Fragen siehe: Kay Möller, „Nordostasien 2001:

Transformation, Kräftevergleich und Kooperation“, SWP-Studie S 30, Berlin, September 2001. Kay Möller, „China in Fernost: Selektive Multilateralität“, in: *China aktuell*, Monatszeitschrift des Instituts für Asienkunde Hamburg, April 2004, S.390-397

20) François Heisbourg, „Die Zukunft des weltpolitischen Dreiecks“, in: Hanns W. Maull, Gerald Segal und Jusuf Wanandi (Hrsg.), *Europa und Asien-Pazifik*, R. Oldenbourg Verlag, München, 1999, S.279

21) Mahathir Mohamad, Shintaro Ishihara, *The Voice of Asia, Two Leaders Discuss the Coming Century*, Kodansha International, Tokyo, 1995, S.16

22) Rüdiger Machetzki, „ASEM 2000: Some Background Considerations“, in: Klaus-Albrecht Pretzell (ed.), *ASEM 2000: Background and Prospects*, Sonderdruck des Instituts für Asienkunde Hamburg, 2000, p.5

23) Zur APEC-Thematik siehe: Jürgen Rüländ, Eva Manske and Werner Draguhn (eds.), *Asia-Pacific Economic Cooperation (APEC). The First Decade*, RoutledgeCurzon, London, New York, 2002

24) Siehe dazu: Günter Siemers, „Myanmar: Aspekte der vorhersehbaren Zukunft (Teil 1 und Teil 2)“, in: *Südostasien aktuell*, Zeimonatszeitschrift des Instituts für Asienkunde Hamburg, September 2003 und März 2004, S.456-462 und S.176-189

25) Siehe dazu: Rüdiger Machetzki, „Some Strategic Aspects of Economic Development in East Asia and the Role of the West“, in: Wolfgang Pape (ed.), *East Asia by the Year 2000 and Beyond*, Curzon Press, Richmond Surrey, 1998, pp.13-18

26) Zu zwei sachlich aufschlussreichen, optimistisch gestimmten Gegenwarts- und Zukunftsentwürfen der ostasiatischen Welt siehe: Oskar Weggel, *China im Aufbruch, Konfuzianismus und politische Zukunft*, Verlag C.H. Beck, München, 1997. Oskar Weggel, *Wie mächtig wird Asien? Der Weg ins 21. Jahrhundert*, Verlag C.H. Beck, München, 1999

27) Zu dieser Frage siehe auch: Christoph Müller-Hofstede, „Reich und mächtig: Chinas Zukunft als Nation“, in: Carsten Hermann-Pillath u.a. (Hrsg.), *Länderbericht China*, Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn, 1998, S.534-566

28) Siehe dazu: Dirk Nabers, „Südkorea und Japan im Jahr der Weltmeisterschaft“, in: Patrick Köllner (Hrsg.), *Korea 2002, Politik, Wirtschaft, Gesellschaft*, Institut für Asienkunde Hamburg, 2002, S.54-78

29) Zu einer Studie auf Höhe des gegenwärtigen „state of the art“ siehe: Hanns W. Maull, Dirk Nabers (Hrsg.), *Multilateralismus in Ostasien-Pazifik, Probleme und Perspektiven im neuen Jahrhundert*, Mitteilungen des Instituts für Asienkunde Hamburg, Nr.340, 2001

* Diese Abhandlung wird in allen drei periodischen Zeitschriften des Instituts für Asienkunde (*CHINA aktuell*, *JAPAN aktuell*, *SÜDOSTASIEN aktuell*) veröffentlicht, um sicherzustellen, dass sie – wegen ihres gesamtregionalen „Querschnitts“ – allen Abonnenten und Lesern der verschiedenen Institutspublikationen ohne Umwege zugänglich ist.